Das

Mährchen vom Zwergkönig Worzel

und dem

Rattenkönig Fitzliratzi.

Nach Original-Zeichnungen

von

WILHELM v. KAULBACH

Photographirt von G. Schauer.

INHALT.

Wie der Zwergkönig Worzel und seine Frau Gemahlin Rapunzula um ihre entführte Tochter Korolla trauern.

Wie der Zwergkönig Worzel dem Rattenkönig Fitzliratzi den Krieg erklärt.

Wie die Prinzessin Korolla in der Stalaktitenhöhle von den Ratten bewacht wird.

lit 1916. 148
BERLIN

Nicolaische Verlagsbuchhandlung (A. Effert & L. Lindtner)
1870.

Das Mährchen vom Zwergkönig Worzel und seiner Tochter Korolla.

Nach drei Federzeichnungen von W. v. Kaulbach.

Es war einmal ein Zwergkönig, der hiess Worzel, und seine Gemalin hiess Rapunzula; die hatten eine wunderschöne Tochter, Namens Korolla. Nicht weit davon herrschte der Rattenkönig Fizliratzi, dessen Sohn Pistillus der Prinzessin Korolla an Schönheit nichts nachgab. Eines Tages begab es sich, dass der Rattenprinz Pistillus auf der Jagd nach Ameisen in das Land des Königs Worzel gelangte, und daselbst der schönen Korolla ansichtig wurde. Beide entbrannten in heissester Liebe zu einander, und wünschten nichts sehnlicher, als recht bald unauflöslich mit einander verbunden zu sein. Allein davon wollte der König Worzel gar nichts wissen, weil ihm von einer Zigeunerin prophezeiet war, seine Tochter werde einmal einen Gehemerath heirathen, der doch viel mehr werth sei als ein Prinz, und noch dazu ein Rattenprinz. Deshalb verwarf er auch alle Bewerbungen des jungen und galanten Krötenfürsten Quaker, eines weitläufigen Verwandten, der als Zeichen seiner fürstlichen Würde, eben so wie der König Worzel einen Karfunkel auf dem Haupte trug.

Prinz Pistillus erkundigte sich nun bei einer weisen Frau im Walde, was er zu thun habe, um die Prinzessin Korolla zu gewinnen. Die weise Frau belehrte ihn, dass dies nur geschehen könne, wenn ein grosser Krug mit sieben verzauberten Goldfischlein, den die Königin Rapunzula in ihren Gemächern stehen habe, zerbrochen werde. Dann komme die Prinzessin Korolla sogleich in die weisse Stalaktitenhöhle seines Vaters Fizliratzi; sie werde aber nicht eher daraus erlöst, als bis vor ihrer Thür eine vierstimmige Musik ertöne, bei der Prinz Pistillus die erste Flöte, und ein Geheime-Regierungsrath die zweite Geige spiele.

Prinz Pistillus bestach nun eine von den Kammerfrauen der Königin Rapunzula, dass sie den Krug zerbrechen solle. Als am nächsten Morgen die Königin den Goldfischlein frisches Wasser geben wollte, und sich den Krug durch die Kammerfrau bringen liess, that diese, als stolpere sie über ihre langen Kleider, und liess den Krug fallen, der denn auch in tausend Stücke zersprang. Alsbald entwischten die sieben verzauberten Goldfischlein, und verkrochen sich in den

geräumigen Wasseradern des Worzelreiches; Prinzessin Korolla aber ward in die weisse Stalaktitenhöhle versetzt.

Nun war grosse Trauer im Palaste. König Worzel sass eben auf seinem Throne, und war im Begriffe, das wichtigste Regierungsgeschäft vorzunehmen. Er wollte sich eben von dem Leibarzte Laxantius seinen langen Bart auskämmen lassen, als die Trauerbotschaft eintraf. Seinen Händen entfiel das goldene Scepter, seinem Haupte entglitt der königliche Helm mit dem strahlenden Karfunkel, und bittere Thränen rollten in den ungekämmten Bart; Königin Rapunzula zerraufte lautschreiend ihr Haar; die verrätherische Kammerfrau sank in die Knie und heulte, als ob sie selbst den Verlust des Kruges am meisten bedaure.

Aber nicht lange dauerte der Schmerz des hochherzigen Königs Worzel. Er raffte sich auf, liess sich den Bart auskämmen, und versammelte seine Krieger. Dann stellte er sich selbst an die Spitze einer Gesandschaft, um seinem Feinde den Krieg zu erklären. König Fiziliratzi hielt eben mit seinen vier Ministern eine Staatsrathsitzung, worin die Ernennung von zwölf neuen Geheimeräthen beschlossen wurde. Ermüdet von dieser anstrengenden Arbeit war der fromme Minister der geistlichen Angelegenheiten ein wenig eingeschlummert; auch der König fühlte eine gewisse geistige Abspannung. Er winkte dem Kellermeistor, und liess sich von ihm ein Glas kühlen Weines auftragen; eben wollte er die Hand danach ausstrecken, als die feindliche Gesandschaft eintrat. König Fiziliratzi liess sich nicht aus der Fassung bringen, er leerte wohlgemuth sein Glas, und erklärte, die Sache gehe ihn nichts an, die gehöre vor seinen Kriegsminister v. Ratzmannshausen, der möge sehen, wie er damit fertig werde. Dieser war ein stattlicher, wohlgenährter Mann von würdevoller Haltung, der sich auf seine Aehnlichkeit mit dem ersten Napoléon etwas einbildete. Er pflegte im Staatsrath immer mit blankem Schwerte dazusitzen, um jeden Widerspruch der andern Minister augenblicklich niederzuschlagen. Mit kurzen Worten erklärte er, die Prinzessin Karolla befinde sich wohlbehalten in der Stalaktitenhöhle, und werde nicht eher daraus entlassen werden, als bis der Spruch des Schicksals erfüllt sei. Uebrigens nehme er die Kriegserklärung an: die umherliegenden abgenagten Knochen und Schädel zeigten zur Genüge, auf welche Weise die Ratten ihre Feinde zu behandeln pflegten.

Unterdessen sass die schöne Korolla traurig in der weissen Stalaktitenhöhle, und erwartete mit Sehnsucht den Augenblick, wo die vierstimmige Musik ertönen werde. Vor der Thür der Höhle hatte der König Fiziliratzi eine Schaar seiner bewährtesten Krieger aufgestellt, um jedem Unbefugten den Eintritt zu verwehren. Nur der Krötenfürst Quaker erhielt aus hohen Verwandschafts-Rücksichten zuweilen Zutritt. Diesem war die Bedingung wegen der vierstimmigen Musik nicht unbekannt geblieben. Er hatte sich mit dem Prinzen Pistillus in Vernehmen gesetzt, wie man eine solche zu Stande bringen

könne. Pistillus verschrieb aus der Residenz den Geheimerath Zweibein, der die zweite Violine spielen sollte, und Fürst Quaker bat den Mann im Monde, seinen guten Bekannten, aus Freundschaft für ihn die dritte Stimme auf der Guitarre zu übernehmen, er selbst wolle die vierte Stimme im schönsten Basse quaken, und Pistillus erhielt natürlich die erste Flöte.

Obgleich der Geheimerath Zweibein sich mit Siebenmeilenstiefeln versah, so dauerte die Reise so lange, dass sein Bart ihm bis auf die Brust gewachsen war, als er sich der weissen Stalaktitenhöhle näherte. Hier ward er von den Wächtern angehalten, und da er keinen Pass vorzeigen konnte, auf das grausamste zerrissen und gefressen; selbst seine zweite Geige ward zerschlagen. Nur die Siebenmeilenstiefeln und den Ministerfrack mit den goldnen Epauletten — Zweibein war wirklicher Geheime-Ober-Regierungsrath — verschonte man. Nachdem eine diensthuende Ratte den kostbaren Rock gehörig ausgeklopft, kam er als Bratenrock in die Privatgarderobe des Königs Fizliratzi. Die Siebenmeilenstiefeln wurden, so appetitlich auch ihr sauberes Leder manchem Rattenzahne dünken mochte, mit Oel eingerieben, und der Gesetzgebungskommission zur Beschleunigung ihrer Arbeiten übergeben.

So war das Befreiungs-quartett aufgelöst, und die schöne Korolla blieb in der weissen Stalaktitenhöhle.

Der Krieg zwischen den beiden feindlichen Staaten dauert noch immer fort. König Worzel destillirt aus allen in seinem Reiche wachsenden giftigen Wurzeln das stärkste Rattengift, und freut sich, wenn seine feisten Feinde daran krepiren. König Fizliratzi bewacht noch immer die Prinzessin Korolla. Prinz Pistillus bemüht sich noch immer, eine vierstimmige Musik zu Stande zu bringen; er hat nach und nach die Geheimeräthe Dreibein, Vierbein, Fünfbein u. s. w. aus der Residenz verschrieben, aber sie sind alle von den Ratten gefressen worden, und er wird wohl nicht eher seinen Zweck erreichen, als bis er zu dem Geheimerath und Ministerialdirektor Tausendfuss gelangt ist.

Sollte die Vereinigung des Prinzen Pistillus und der schönen Korolla wirklich einst stattfinden, so würde daraus ein herrliches Geschlecht von Worzelratten oder Rattenworzeln entspriessen. Sollte aber die Prophezeihung der Zigeunerin von dem Geheimerathe in Erfüllung gehen, so darf man eine ganze Reihe von wohlbestallten Referendarien und Assessoren erwarten.

Wilhelm Greve'sche Buchdruckerei in Berlin.

I.

Wie der Zwergkönig Horant und seine Frau Heimann Kapunzina um ihre entführte Tochter Gloriola trauern.

II

Wie der Zwergkönig Wurzel dem Rattenkönig Pfiffikatzi den Krieg erklärt

Verlagsanstalt A. Ellert & L. Lindner in Berlin

III.

Wie die Prinzessin Gudrun in der Schatzkammer von den Katzen bewacht wird.

Literarische Verlagsanstalt A. Ebert & J. Lindner in Berlin

WILHELM VON KAULBACH'S

WANDGEMÄLDE

IM TREPPENHAUSE DES NEUEN MUSEUM

ZU BERLIN.

IN KUPFER GESTOCHEN

VON

G. EILERS, H. MERZ, J. L. RAAB, A. SCHULTHEISS.

MIT ERLÄUTERNDEM TEXT

HERAUSGEGEBEN UNTER DEN AUSPICIEN DES MEISTERS.

BERLIN
VERLAG VON ALEXANDER DUNCKER,
KÖNIGLICHEM HOFBUCHHÄNDLER
MDCCCLXX.

ZUR EINLEITUNG.

Seit langen Jahren gesellte ich das Glück, in Kaulbach's Atelier ein- und ausgehen zu dürfen. Viel stille schöne Stunden habe ich in der hohen Halle zugebracht, in welcher der Meister sich seine Werkstatt eingerichtet und mit wenigen, nie ratenden Heften an seinen unvergänglichen Gebilden schafft. Wie oft durfte ich zusehen, wie Strich zu Strich sich harmonisch fügte und jene herrlichen Linien, jene vollendeten Gestalten emporwuchsen, die durch alle Hallenmaße der verschiedensten Künste in unzähligen Copien über den ganzen Erdball verbreitet sind, und wahrlich sie auch kennen all überall Freude und Bewunderung und damit zugleich lebendiges Interesse an dem in irdischer Hülle schaffenden Meister erregen.

Während er so arbeitete fiel manch gutes, klares Wort, manche schnelle, treffende Bemerkung von seinen Lippen, denn obwohl Kaulbach dem dem Getriebe des Tages im Schaffen seiner Ideale ein stilles, glückliches, meine begrenztes Leben führt, interessirt er sich doch im Gegensatze zu dem großen Unbekannten, dessen Bedingungen er durch seine schönen Zeichnungen vorbereitet, auf das lebendigste für alle großen Fragen der Zeit. Was nicht blos das, was just das Interesse des Augenblicks, Tadel den Gegenstand der Gespräche in diesen glücklichen Stunden, sondern ich durfte daneben auch vielfach an Fragen über frühere Werke des Meisters, in denen mir Manches noch unverständlich geblieben, herantreten und immer erhielt ich befriedigende, mich wieder in neue Studien [illegible] meines Fragens anregende Antwort.

So glaubte ich denn, als der Verleger der in der deutschen Kunstwelt hoch stehenden Zeitschrift, in der Kunstproduction aller Völker, der den ehrenvollen Ruf einnehmenden Prachtwerke: Die Wandgemälde Kaulbach's im Treppenhause des neuen Museums zu Berlin. Herr Rudolph Lindau Alexander Duncker, ich an mich wandte, um Schritt für Schritt die Herausgabe einer billigen Ausgabe dieser Meisterwerke, einen erklärenden Text von mir zu verlangen, es wagen zu können, mit meinen schwachen Kräften an die große Aufgabe heranzutreten, da ich hoffen durfte, den mir so freundlich gewogenen Meister entweder rathend und helfend zur Seite zu haben.

Es reizte mich dabei nicht nur die herrliche Aufgabe an und für sich, die nur selbst je eine Hilfe der reinsten Genüsse bieten mußte und eine reiche Quelle der Belehrung zu werden versprach, sondern auch der schöne Gedanke des Verlegers, der diesen Prachtwerk, das früher selbst in seinen einzelnen Serien nur den Wohlhabenden, in seiner Gesammtheit aber nur den Glücklichen, die aber Reichthümer gebieten, zugänglich war, zu einem Gemeingut der ganzen Menschheit machte, indem er die gelungenen, mit auch vielbewunderten Stiche jetzt zu einem Preise herstellte, der es Jedem möglich machte, seine Wände mit diesen schönsten Blüthen deutscher Kunst zu schmücken, oder sich auf seinem Tisch ein Album zu legen, das, anstatt die gewöhnliche bunte Production moderner Kunstwaare zu enthalten, dem die ganze Geschichte der Menschheit in großen, erhabenen Bildern fortschreitend vorüber, vorgeht und einmüthig mit Augen führt. Es galt also, diesen Bildern zur geschichtlichen Vergegenwärtigung einen kurzen erläuternden Text beizufügen, um Denjenigen, denn es nicht nur um ästhetische Betrachtung und vorübergehende Augenweide, sondern um ein tiefergehendes Verständniß zu thun ist, die Fäden in die Hand zu geben, an denen er den Ideen des Künstlers nachgehen und selbst kann, wie sich die Riesentragödie der Geschichte der gesammten Menschheit in der Auffassung eines so erhabenen, schöpferischen Geistes wiederspiegelte. Ich sage absichtlich nur die Fäden, denn um vollständige, erschöpfende Erläuterungen zu geben, um dieses riesengroße Material nur annähernd zu bewältigen, müßte die spanische Feder, die nicht wie der Pinsel in einem Bilde übergreifend die Resultate der culturhistorischen Arbeit von Jahrhunderten vereinigen kann, viele Bände schreiben, wie deren ja z. B. über das Kaulbach'sche Bild: Das Zeitalter der Reformation, allein schon erschienen sind. So wagte ich mich denn an die Arbeit und glaubte, dem Meister den Versuch der Erklärung eines Bildes [illegible] meist meine Freude gethan zu haben. Es war der Text zu der Zeichnung hervorthun. Als ich fertig geworden und ein zustimmendes Nicken des Künstlers, ein freundliches Wort der Billigung ängstlich erwartete — da blieb dies Wort der Anerkennung aus. Kaulbach schwieg lange, dann sagte er mit seinem gutmüthigen herzlichen Tone zu mir: „Was Sie da geschrieben haben, lieber Freund, ist alles recht gut und schön, aber es ist nicht das, was ich gerade von Ihnen verlangen möchte. Es ist lediglich Erklärung, recht schön, recht gestrickt — aber nur Erklärung. Was ich geschaffen habe, will und wollte, daß mir meinen Werken sprechen möge, ist ganz etwas Anderes, etwas unendlich viel Einfacheres, und da ist möglich Geschehen. Ich kann noch Ihnen jetzt nicht recht deutlich machen, aber kommen Sie morgen früh hierher zu mir in meinen Garten, da wollen wir unter dem Schatten meiner Bäume uns verständigen. In der Natur kann ich anders mit Ihnen sprechen als hier." Und ich ging tief betrübt, belastet mit dem schweren Bewußtsein, auch an eine Arbeit gewagt zu haben, für welche meine Kräfte, die ich sonst doch wahrlich nicht zu überschätzen pflegte, nicht ausreichten.

Am andern Morgen schlug ich schon in den ersten Frühstunden — so hatte es der Meister geschaucht — den Weg zu dem kleinen Paradiese ein, das Kaulbach sich fern von dem Getriebe des bewegten Straßenlebens in einer stillen, fast abgelegenen Gegend geschaffen hat.

Das modern-elegante, architektonisch einfache, aber scheue Wohnhaus liegt in einem großen Garten, den hohe Mauern von der Straße abschließen. Vor dem Hause plätschert ein frischer Springbrunnen in einem mäßig großen Becken, das von einem üppigen Vergißmeinnichtbeet eingefaßt ist. Auf beiden Seiten des Hauses stehen auf hohen, ephenumrankten Sockeln die Büsten von Sophocles und Aeschylos. Daneben liegen einzelne große Taffelrundsteine, deren wilde Zerrissenheit wieder von Grün umrankt ist. Dieses einzig schöne, stille und friedliche Plätzchen hat die Hand des Künstlers als Landschaft zu dem herrlichen Bilde: Luft-Park in den Goethe'schen Frauengestalten gezeichnet, und wie auf jenem Bilde die jungfräuliche Figur des schönen Mädchens ein hinter Schatten gebeugtes Leben umspielt, so auch hier in der Wirklichkeit. Alles was Vogel ist hat an Kaulbach's hohen Garten eine unverletzbare, schallwerfende und lockgewährende Freistatt.

Gehen wir nun weiter durch diesen merkwürdigen Garten, so finden wir manchen schönen, prächtigen Baum, einen den ganzen Sommer hindurch saftgrün gepflegten, reich [illegible] Blumenbeet, neben dem sich in vollster Pracht dieses gothischen Blätterschmuckes, eine Fernde dem Knochengange, die gemeine Distel erhebt und der Bache, sonst so einfach unter der Scheere gehalten, in ungebändigter Fülle sich ausbreitet, fast stacheldrahtartig aufgeschossene Farrenkräuter treiben belaglich ihre grazisen, fransenschnittenen Blätter, üppige Blattpflanzen zeigen all überall die Pracht ihres saftigen Wuchses und keine, selbst Gräser wiegen ihre gefiederten Blüthen im Winde.

Das Auge, welches wirklich zu sehen gelernt hat und empfänglich ist für den mannigfachen Reichthum der Natur in Farbe, Form und Gestaltung, sieht hier fortwährend Neues und Erfreuliches. Neben tief emsthaftem geistigen Arbeit findet der Meister hier seine ganze Erholung und die frühzeitig Morgenstunde sieht ihn schon eifrig mit seinem treuen Gärtner sich beraten und vielfach selbst mit Hand anlegen. Er kennt jeden einzelnen Pflanzen und hat in dem langen Zeitraume der vielen glücklichen Jahre, die er hier verlebt, fast jeden einzelnen der großen Bäume, die uns jetzt so dichten, kühlen Schatten geben, selbst gesetzt und gepflegt.

Mitten im Grün steht ein einfaches, hohes Schweizerhäuschen auf einer rasigen Anhöhe, umrankt von den dichten Laubkronen herrlicher Bäume. Man steigt eine kleine Treppe hinauf und findet sich in einem mäßig großen Zimmer mit wenigen schlichten Möbeln, unter denen ein reich bestellter Bücherschrank und eine Lagerstatt, mit einer Löwenhaut bedeckt, besonders auffallen. Vor dem Fenster steht, die ganze Breite desselben einnehmend, ein großer Schreibtisch, schmucklos, einfach, aber mit vielen Werken beladen, die, theilweise noch ungebunden,

alle aber deutlich die eifrige Benutzung zeigen. Hier liegt der Hexind in einer hübschen, handlichen Originalausgabe, hier ein Band der Budenstedt'schen Shake-speare-Uebersetzung, Romeo und Julia's trauriges Loos enthaltend, bei der letzten Scene im Grabgewölbe aufgeschlagen. Daneben ein Theil von Heeren und Uckert's Weltgeschichte, zwei schwere Bände französischer Memoirenwerke zur Geschichte des Sturzes der Stuart und des eisernen Protectors, den der Meister jetzt zu malen denkt. Das ist Kaulbach's Studirzimmer, das keinen andern Schmuck hat, als die grünen, tiefen Schatten draußen und den wilden Wein, der von der Gallerie her mit neugierigen Ranken schon durch das Fenster kriecht.

Mitten durch diese Betrachtungen tönt der noch frische, kräftige Tritt des Meisters auf der Treppe.

„Kommen Sie, wir wollen uns auf die Gallerie hinaussetzen.“ Es ist mir noch erinnerlich, wie wenn es gestern gewesen, trotzdem Monate seither verflossen sind. Kaulbach hatte einige Bogen Papier bei sich, die mit einer deutlichen Handschrift in längst vergilbter Tinte beschrieben waren. Ohne jegliche Einleitung begann er zu lesen. Es war ein Sonntagmorgen, über den englischen Garten her drangen hin und wieder verlorene Glockentöne herüber, die zum Frühgottesdienst riefen.

In das reiche Laub der Baumwipfel, die von leisem duftigen Wind hin und her bewegt, unter uns wogten warf die Sonne seltsam glühende Lichter, die fort und fort ihre Nuancen wechselnd, das Auge erfreuten und sättig beschäftigten. Dazwischen ertönte in einer seltsam ergreifenden, feierlichen Monotonie die Stimme des Künstlers, der aus seinen vergilbten Bogen las.

Es waren Bibelstellen, und nie ist mir die gewaltige Wucht der zürnenden Prophezeiungen der Propheten des alten Testaments so klar geworden, wie habe ich den tieferschütternden Ton dieser so unsäglich einfachen und so wunderbar grobartigen Sprache mehr gefühlt, als an diesem Morgen.

Eine Bibelstelle folgte der andern, Daniel, Ezechiel, Jeremias und Jesais hörte ich verkünden das furchtbare Geschick der sündigen Stadt, dazwischen tönte in schlichter, einfacher, aber um so ergreifenderer Weise die Stimme des alten Flavius Josephus, der von den namenlosen Greueln erzählt, die in der dem Verderben geweihten Stadt herrschten, von dem unsäglichen Jammer der in Hunger und Pestilenz dahin siechenden Einwohner Jerusalems.

Das alles hatte keine eigentliche Verbindung als die der gemeinsamen Beziehung auf Jerusalem, aber es rollte sich vor meinen staunenden Augen ein farbenglühendes Gemälde auf — und jetzt erst verstand ich Kaulbach's Bild. Der Meister schwieg. Nach längerer Pause, in der auch er gedankenvoll in das wogende Grün hinausgeschaut, nahm er wieder das Wort: „Ich weiß nicht, ob Sie fühlen was ich will. Hätte ich gemalt, was Sie geschrieben, so hätte das ohnzweifel eine Zerstörung Magdeburgs sein können, oder sonst irgend eine Belagerung. Ich habe aber die Zerstörung Jerusalems malen wollen, den Abschluß eines großen mächtigen Reiches, den Zusammensturz einer sich ausgelebt habenden Cultur. Der Geist Gottes in der Geschichte ist es, den ich malen wollte, einerlei, ob er zu uns aus den religiösen Anschauungen der Griechen oder der Juden spricht; die Allgegenwart des unsagbaren Etwas, das über den Wassern der Genesis schwebte, das aus den Bildwerken der Hellenen uns so deutlich redet, das die Hunnen Attila's aus ihren fernen asiatischen Steppen bis an die Küsten des Mittelländischen Meeres trieb, wie die Kreuzfahrer in die glühenden Wüsten Palästinas — Sie aber haben mich sprechen lassen und immer nur mich, mich den einzelnen Menschen! — — — — Das hohe Lied der Tragödie der Menschheit ist kein Salonstück für ein Clavier, das läßt sich nur auf der Orgel in der Kirche spielen und dann müßten Sie erst noch alle Register ziehen, daß die brausende Tonfluth uns mit sich fortreißt in ihre majestätischen Wirbel. Verstehen Sie mich jetzt?“

Ob ich ihn verstand? Ich zerriß mein Manuscript, über das ich mich so gefreut hatte und begann ein anderes nach den Weisungen des Meisters, die mir jetzt in regelmäßiger Folge in den Freistunden des herrlichen Sommers von 1869 zu Theil geworden. Schöne, unvergeßliche Stunden, die nur in ihrer Fülle von Anregung und tiefernster, sittlicher Bedeutung unvergeßlich sein werden!

Möge der Leser der nachfolgenden Blätter milde und gütig gegen mich sein, wie es der Künstler stets gegen mich war, möge er da selbst ergänzen, wo dies zu fehlen scheint, und da, wo meine Auffassungen vielleicht weit hinter den wenigen zurückbleiben, den Willen für die That hinnehmen und bedenken, wie es der Meister auch gethan, daß diese erklärenden Zeilen hauptsächlich für ein größeres Publikum geschrieben wurden.

München, im Herbst 1869.

Carl August Buchwald

DER THURMBAU ZU BABEL.

Im ersten Buch Mosis Capitel 11 finden wir die Grundlinien, auf denen sich das gewaltige Bild Kaulbachs, das erste in der Reihe der welt- und culturgeschichtlichen Darstellungen im Neuen Museum erhebt. Wohl war es ein kühnes Unterfangen und es bedurfte eben der ganzen grossartig, auffassenden Phantasie des Künstlers und seines scharf analysirenden Geistes, um dieser so hochwichtigen Vorgang der Völkerscheidung, aus dem ja eigentlich alle Culturen erst hervorgegangen, bildlich darzustellen. Die Sprachverwirrung an und für sich hätte in wenig Momente des Darstellbaren gegeben, es musste deshalb ein Anderes, Gewaltigeres in den Vordergrund gestellt werden und dieses Andere, dieses Gewaltigere, dieses grosse tragische Moment hat Kaulbach in dem, in der Genesis nur andeutend behandelten, sich auflehnenden Trotze der Menschheit gegen Gott und die göttliche Ordnung der Dinge gefunden und gefunden.

„Und sie sprachen: Wohlauf bauet uns einen Thurm bauen, der spitze bis an den Himmel reiche!" Dieses freche Unterfangen des übermüthig gewordenen Menschengeschlechts konnte dahin, der reichende Gott der alten Testamentes, nicht dulden und seine Blitze zerschmetterten den grossen Thurm Babel. Der Künstler hat nun in der freien Freiheit des Schaffens die Gegensätze noch mehr zugespitzt, er hat uns den Vorgang menschlich näher gerückt, indem er uns, was die Genesis als das Product der freien Entschliessung zum grossen Werke willig vereinter Völker darstellt, uns als die ungeheure Willensknechtung eines übermüthigen Despotismus giebt, der in titanischem Drang selbst das Ringen mit der Gottheit auf sich nimmt und — dann nothwendigerweise mit seinem Werke tragisch untergehen muss. Durch diesen Untergang gewinnen die geknechteten Völker die Freiheit wieder und zerstreuen sich, frei von der unnatürlichen Fessel, die sie hier auf einen Punkt zu wahnwitzigem Unterfangen zusammenhielt, über den ganzen Erdball, um jedes in anderer Gegend, die Gründer neuer Culturen zu werden.

Die Genesis nennt uns Cap. 10 V. 10 Nimrod, den gewaltigen Jäger vor dem Herrn, als den Gründer des Reiches Babel und wieder spricht Jesaias 14 von der Zerstörung des Reiches Babel in gewaltiger Schilderung. So enthebt auch die Darstellung unseres Meisters durchaus nicht der biblischen Unterlage und selbst die strengstbiblisch Orthodoxe wird die geniale Combination dieser verschiedenen, von der heiligen Schrift gegebenen Anhaltspunkte bewundern müssen.

Wenn wir nun, um das Bild in seine Einzeltheilen zu verfolgen, uns dasselbe in Gruppen auflösen, wie wir im weiteren Verlaufe der historischen Wandgemälde Kaulbachs dies jedesmal zu thun genöthigt sind, so möchten wir damit in keiner Weise dem gebrauchten Tadel, der sich, wie gegen alles Grosse und Herrliche, so auch gegen die Darstellungen unseres Meisters aufgethürmt und seinen Hauptvorwurf darin gesucht hat, dass jeder dieser Bilder von selbst in einzelne Gruppen zerfiele, die Hand bieten. In unserem, wohlwollender Weise kurzen Versuch der Erklärung der Wandgemälde findet sich natürlich nicht Zeit noch Raum, den genialen Schöpfer derselben gegen dergleichen gehässige Anklagen in Schutz zu nehmen. Es ist dies auch bereits von viel gewichtigeren Stimmen als die unsere geschehen, aber es scheint uns nicht überflüssig dem Kunstfreund, der an der Hand unserer Erklärung die Originale oder die Copien der Wandgemälde betrachtet, gegenüber, dies noch einmal ganz besonders zu betonen, wenn wir auch von vornherein fest überzeugt sind, dass jedem erst dann, wenn er sich recht in die Details vertieft hat, was ohne übersichtliche Scheidung des ungeheuren Materials gar nicht möglich ist, die grossartige Einheit in jedem Bilde um so gewaltiger und zwingender entgegentreten wird.

Wir verlegen uns den „Thurmbau zu Babel" zuerst in drei Theile.

Im Hintergrunde erscheint in Mitten des zerfallenden Thurmes Jehovah, unter ihm auf den Stufen des Riesenwerks sitzt Nimrod und den Vordergrund nehmen die auseinanderstrebenden Volksstämme ein.

In der gewaltigen, kraft- und trotzathmenden Erscheinung des Nimrod gipfelt sich das ganze Bild. Auf seinem Throne, von dem schon die Götzenbilder herabgestürzt sind, sitzt er fest gewurzelt, der Urvater der Tyrannei. Rund um ihn herum ist alles Schrecken, alles entsetzte, fluchtvolle Bewegung, alles Ruh- und Thatlosigkeit, nur er harrt aus im allgemeinen Untergang, sich desselben bewusst und ihn trotzig erwartend; die auf die Schenkel gestützten Fäuste, die ganze Haltung des riesigen Körpers verrathen die ungebrochene Kraft; der in die Höhe gerichtete Blick, die Züge des wilden, energischen Gesichtes den unbeugsamen Trotz und Hohn gegen die höhere Gewalt, welche die seinige bricht. Nicht rührt ihn das Flehen des gefesselten Weibes zu seinen Füssen, die mit gerungenen Händen um zur Flucht zu bewegen sucht, nicht sieht er die Leichname der Söhne, welche die von Jehovahs Blitzen zerschmetterten Götzenbilder im Falle erschlagen, nicht hört er auf die mahnenden Zurufe seines flüchtenden Hofgesindes: er hat den Kampf mit der Gottheit gewagt, er ist besiegt, aber er will gross untergehen und so erwartet er, dem Sieger hohnlachend, das Ende.

Die Gruppen rechts und links von Nimrod sind leicht verständlich, die Sänger seines Ruhmes, kenntlich an den aus Wiederschädeln gefertigten Lauten, flehen bestürzt die Hohepriesterinnen, die sonst den Staub von den Füssen des [illegible] höhnen

ihn jetzt übermüthig, so die ausdrucksvolle Figur links stets vom Beschauer, welche den Fuss auf das zerbrochene Götzenbild setzt, so der halbkauernde Mann rechts, diesen weitausgestreckte Arme ganz Berge von Hohn auf die gefallene Grösse zu schleudern scheinen. Andere wieder warnen und mahnen zur Unterwerfung unter die höhere Gewalt und wieder andere verhüllen trauernd das Haupt.

Zu beiden Seiten des Herrscherthrones thronen noch die Opferschalen, über ihre Weihrauchwolken niedergebückt von der Erscheinung des Herrn, der in Begleitung seiner Engel der Strafe und der Rache in feuriger Lohe zu Pfingsten Nimrod's schwebt. Aus den Zuchtruthen in den Händen der Engel fahren die zuckenden Blitze, die die Götzenbilder darniedergeworfen haben und das trotzige Bauwerk von Menschenhand zerschmettern.

Den Anfang der Zerstörung sehen wir zu beiden Seiten der göttlichen Erscheinung. Die ungeheuren Gerüste stürzen zusammen, Balken splittern und zerschlagen die unglücklichen Baukunte, von denen sich einige retten wollen, andere resignirt der Loos erwarten, wieder andere jammernd um Hülfe rufen. An die Gruppe der Baukunte, die in der Flucht ihr Heil suchen, indem sie einen splitternden Balken von der ersten Gallerie des Thurmes auf eine Bedauernserhebung gleitet haben, auf welche schwankende Brücke sich Weiber, Männer, Kinder in toller Flucht stürzen, schliesst sich links noch eine intermediate Gruppe.

Während oben die Zerstörung wüthet und die Macht des Tyrannen schon gebrochen ist, geht hier noch die furchtbare Frohnarbeit ihren ruhigen Gang. Drei Männer sind vor einem Steinwagen gespannt und erklimmen mühsam unter den Streichen der aus einem menschlichen Schenkelknochen gebildeten Geissel des Aufsehers eine aufsteigende Brücke. Zwei dieser unglückseligen, im Joch des Despotismus verthierten Menschen sind schon zusammengesunken, der dritte erhebt Haupt und Arme, um unglücklig lächelnd die seltsame Kunde zu vernehmen, die ihm ein Weib von oben zuschreit, mit den vor den Mund gehaltenen Händen den Schall der Stimme verstärkend. Die Stunde der Erlösung hat für die Unglücklichen geschlagen, aber so hat sie das harte doch der Sklaverei darnieder gebeugt, dass die frohe Kunde zwei von ihnen gänzlich theilnahmslos, den dritten unglücklig findet.

Während im Mittelgrunde sich noch Gegenwärtiges vollzieht — noch dampfen die Opferschalen, noch erklingen die rauschenden Lobgesänge zum Preise des wilden Herrschers, noch ist die furchtbare Frohnarbeit im besten Gange und plötzlich diese ungeheure Revolution, mit einem einzigen entsetzlichen Schlage diese zerschmetternde Zerstörung, dieser allgemeine Abfall! — schon

wie im Vordergrunde schon die Zukünftige vorbereitet. Die Sklaverei, der tief gewurzelte Despotismus vereinigte die ungleichartigen Elemente zu widerstrebiger Arbeit, der mächtigere Gotteswille, der erhabene Schöpfungsgedanke, die Freiheit, treibt sie auseinander, jeden in die ihm angewiesene Bahn und fröhlich ziehen sie dahin unter dem Jubelschall schmetternder Hörner, unter dem freudigen Winken schöner Weiber, unter dem Jauchzen glücklicher Kinder.

Es sind die drei Hauptgruppen des Menschengeschlechts, wie sie die Bibel nach den drei Söhnen Noahs: Sem, Ham und Japhet, die Semiten, die Hamiten und Japhetiten nennt und von ihnen die ganze Wiederbevölkerung der Erde nach der Sündfluth ableitet.

Die Gruppe rechts, in welcher die Bibel gestalt auf feurigen Rosse unsere Aufmerksamkeit hauptsächlich fesselt, sind die Japhetiten. Ihnen gehört die Welt, noch sehen wir an ihnen keine Zeichen der Cultur, sie schleppen keine Götzen mit sich, wie die Hamiten in der Mitte, keinen Reichthum an Hausthieren und an Geräthen wie die Semiten links, sondern nur Waffen, dürftige Bekleidung, ausharrende Kameele und schnaubende Rosse, aber überall in jeder einzelnen Gestalt ist feurige Kraft, energisches Streben, blühende, schwellende Jugend. Sie ziehen hinaus als die Eroberer der Welt; sie werden sich eine Cultur erst schaffen, sie müssen sich ihre Zukunft erst erkämpfen, aber wie fühlen aus der dringenden Thatkraft, die aus diesen herrlichen Gestalten so lebendig spricht, heraus, daß es eine umfassende, weltbeherrschende Cultur sein wird, die sie schaffen, daß es eine glänzende Zukunft sein muß, die sie sich erobern werden. Das sind die Urahnen der Parsen mit ihrer schönen, veredelnden Cultur, der lebensfreudigen Griechen, die das Maß des Schönen und des Weisen uns für alle Zeiten vorgezeichnet haben, der weltbezwingenden Römer und der Germanen endlich, denen die Aufgabe ward, durch neue weltbewegende Gedanken das stockende Völkerleben wieder in frischen Fluß zu bringen und in allem was großen Ringen heißt an der Spitze der Kämpfenden zu stehen.

Welch einen Gegensatz zu diesem frisch quellenden, hoffnungsfreudigen Leben bildet die Gruppe der Hamiten in der Mitte!

Auf dem stumpf und wild blickenden, geiferden Büffel sitzt der blödsinnige Götzenpriester, das dreidrittige Fetischbild sorgfältig in den Mantel hüllend, aus dem aber die Kralle des Götzen noch hervorblickt. Die Falten des Priestergewandes dennoch kindisch naht sich die thierische Sinnlichkeit in Gestalt eines üppigen, jungen Weibes, während hinter ihr, wie immer hinter der Sinnlichkeit, der Zauberwahn, der schmale Aberglaube, in Gestalt einer alten Hexe sich erhebt. Die Hörner des Büffels sind mit Blöden verziert, Krieger, tückische Grausamkeit im Blick, gehen dem Götzenpriester schützend zur Seite. Als Ausfluß dieser Gruppe haben wir auch die erschütternde Scene zu betrachten, die im rechten Vordergrunde spielt. Man steinigt den Baumeister des Thurmes, einen ehrwürdigen, schönen Greis, der wohl besseres Loos für seine Arbeit verdient hatte.

Wie sich das Alles zusammenfügt in dieser Gruppe! Dumpfer, blöder Stumpfsinn, wilde Grausamkeit und Tücke, Rasserei und Bestialität, thierische Wollust, Hexen und Zigeunerwesen, fratzenhafter Götzendienst. Das sind die Hamiten, die Vorältern der Baalspriester und Fetischanbeter Afrikas!

Geschreckt durch die wild-begehrlichen Blicke der Hamitischen Krieger flieht ein Jüngling und ein Mädchen zu der Gruppe der Semiten, welche mit der der Japhetiten um den Preis der Schönheit ringt. Das auserwählte Volk Gottes, das Hirtenvolk, schon im Besitz einer ausgebildeten Cultur und reicher Güter des Lebens und behaglich sich derselben freuend, bildet den schreiendsten und berechtigtsten Gegensatz zu den Hamiten. Wie jene sich um ihren Götzenpriester scharren, so diese um den Gottespriester Peleg (vergl. 1. B. Mos. 10, 25), eine hohe edle Mannesgestalt, die segnend ihre Hände ausbreitet über die ihrem Schutze Befohlenen. Zwei weiße Stiere ziehen den Wagen, auf dem Peleg sitzt, auf dem Nacken der kräftigen Thiere spielen Knaben mit Weinranken und den schönen Trauben des Landes Senaar. Eine herrliche Frauengestalt geht neben den Stieren, züchtige Gewänder decken den schönen kräftigen Leib bis über die Hüfte. Auf dem stolz gehobenen Haupt, dessen Züge stille Glück athmen, trägt sie, gestützt vom schön gerundeten Arm einen Korb, in welchem der Säugling seelenvergnügt auf dem Bauche liegt und mit den kleinen Beinchen fast die Spindel berührt, unter strampelt, mit welcher er den Korb theilen muß, während seine Händchen begierlich nach der Traube langen, die sein älterer Bruder, der kleine, auf dem Störnchen reitende Knabe, eben behaglich hinein verschlingt. Der Hirtenstab und das reiche Traubenbündel in der einen Hand, der Korb mit dem Kinde und der Spindel auf dem Kopf zeigen uns in dem hingebungsvollen, glücklichen Weibe das Bild schönster Mutterliebe und wahrhaft geregelter Häuslichkeit. Das Glück der Menschen setzt sich sogar in den Thieren fort, wer möchte nicht freudig lächeln ob des naiven Kälbleins, das seiner glücklichen Mutter aus dem Maule frißt und wem hätte nicht die dunkle Frage von der Thierseele Lösung heischend entgegen, wenn er die Physiognomie der Stiere vor Pelegs Wagen mit der des Thieres vergleicht, welches den hamitischen Götzenpriester trägt! Auch die Köpfe der Schafe, die sich heimend in ihren reich-wolligen Vliesen, ein Bild behaglichsten Wohlstandes und patriarchalischen Friedens, den Wagen der Semiten umgeben, treten augenein charakteristisch heraus. Im Hintergrunde eilt noch ein Mann, der sich bei Rettung seiner Lieblinge vergißt zu haben scheint, sich dem Zuge anzuschließen, sein Knabe sitzt auf den starken Schultern, während sein jugendliches Weib entsetzt nach dem Heerd der Zerstörung zurückblickt, und links schwarze ragt ferner die hohe Gestalt einer Jungfrau, die auf ihrem Haupte eine Truhe sorgfältig in Tücher gebildet trägt, welche jedenfalls Kostbarkeiten, vielleicht Tempelgeräthe, enthält. Das Juwel dieser herrlichen Gruppe ist aber jedenfalls die Gestalt des jugendlichen Wagenlenkers, der von Peleg, halb umschlungen von dem segnenden Arm der Priesters steht. Halb David, halb Gangwood, in der Rechten den langen Hirtenstab, in der Linken die Zügel der Stiere, das schöne Haupt von langen Locken umwallt, so steht er da, den träumerischen Blick in die Zukunft gerichtet. So muß der johannäische Blick gewesen sein, als er den Messias voraussah.

Fassen wir die Bedeutung der drei Gruppen noch schließlich in einen Gedanken zusammen, so sehen wir nach den eigenen Aeußerungen des Künstlers in den Japhetiten menschliche Willenskraft unter göttlicher Führung, in den Hamiten menschliche Verirrung unter göttlicher Zulassung und in den Semiten endlich Hingabe des Menschen an die Gnade Gottes.

DIE BLÜTHE GRIECHENLANDS.

Wenn von den Augen des heranwachsenden Jünglings der Schleier fällt und er zu sehen beginnt, wenn der immer kräftiger heranwachsende und erstarkende Gedanke in ihm seine Flügel regt, dann tritt auch an die jungene Hand der Schule in ein Zauberland ein, wo alles, was es dem Geist und edel ist, Förderung, Maass und Kraft erhält, wo seine Gedanken den eigentlichen Inhalt erst bekommen, wo seine Augen, die früher schemal durch Hand waren, die göttliche Gedankenwelt der Form begreifen lernen, und sein Herz und Sinn sich aufschließen an den erhabensten Beispielen hingebender Vaterlandsliebe und edelster Bürgergröße.

Dieses Zauberland, das, wenn gleich Jüngst von der wandelnden Zeit gewandelt, stehen, wie doch noch allen offen steht, dessen lichtvolle, offengelegte und scheinbare Endlosigkeit noch heutzutage in allen Lebensgebieten so deutlich zu Tage tritt, daß Niemand sich dasselbe entziehen kann, der unverschüttete Brunnen, aus dem fort und fort unsere Poesien, Künstler und Gesetzgeber schöpfen, ist das klassische Alterthum, der jugendliche Mai des Menschengeschlechtes, der seinen herrlichsten Glanz, seine unverlierbarste Bedeutung nicht in der Weltherrschaft Roms, sondern in der Blüthe Griechenlands erwirbt.

Nur in unsern schönsten Träumen, in den höchsten Entzückungen unserer Poesie und Künstler können wir uns zurückversetzen in jene wonnige Zeiten, wo unter einem ewig klaren Himmel, umweht von einer üppigen Natur, die Menschen sich selbst als höchsten Endzweck lebten. Wo jede menschliche Bestrebung sich freudig entfaltete und diese mit einklingen konnte als schöner voller Ton in den herrlichen Accord des Allgemeinwohls, jene goldenen Zeiten, in denen alle Weisheit in freudiger Fülle auf den großen Gassen ausbreitet, wo die Künstler schufen, die Poeten sangen, die Handwerker arbeiteten, und jeder jeder Antheil hatte an dem Gesammtlicht dieser großen Arbeit, an allen Wohlthaten der allgemeinen Bildung, die Werke schuf, welche wir bewundern müssen, um nachdenken, aber nicht übertreffen können.

Diese Blüthe nun, diesen Frühling der Menschheit darzustellen, diesen Reichthum, wie wir den späteren Zeiten noch zu Gute kommen, wie wohl eine Aufgabe des freudigsten Eingens werth; sehen wir, wie überreich sie unser Künstler durchgeführt hat.

Die Meer, das einig Ihne Meer jener sonnenen Zonen trägt sanft schmeichelnd einen Nachen an den Strand einer jener herrlichen Inseln des Archipelagos, die noch heut zu Tage dem sinnlichen Auge als wahre Paradiese erscheinen. Hoch ragt im Nachen eine kräftige Mannesgestalt, das Auge blickt hell unter dem das Dichterhaupt schmückenden Lorbeer hervor, die Linke hält sich fest auf, um im begeisterten Schwunge den Gesang zu begleiten, zu dem die Rechte mächtige Accorde auf der Lyra greift.

Es ist Homer, der göttliche Sänger, der dem griechischen Volke seine Epen singt, die uns Knaben einer späteren Zeit nächst dem unerreichten Muster höchster Dichtkunst, die unerschöpflichen Quellen sind, aus denen wir unsere Kenntnisse griechischer Mythologie und Heldensagen fast und fast schöpfen, die jenen aber, den Zeitgenossen des göttlichen Sängers, mehr noch waren: ursprüngliche göttliche Offenbarung, Quell der Götterlehre, Bibel!

An dem Meere hebt sich, gewerkt durch den Gesang zum Reihen ihres Schnee, Thetis in göttlicher Schöne, das perlengekrönte Haupt hinschmal dem Sänger zugewandt, dem liebenden Auge entquellt eine Thräne, während sie die Hand der Linke mit der Rechten göttlichen Anmuth an die hochklopfende Brust drückt. Um sie herum schwimmen und schweben die Nereiden. In den verschiedensten Stellungen und Biegungen verrathen die Einen die Reize der jugendlich schönen Leiber und wehren die dadurch lüstern gewachten Schwäne ab — eine Andeutung der Lockungen, welche in der griechischen Mythologie eine so tiefe Bedeutung hat — während die Andern Thetis umgeben und tragen.

Am Gestade hat sich ein großer Kreis versammelt, um dem Sange Homers zu lauschen. Im Hintergrunde sehen wir das eigentliche Volk, den Demos, das an dem griechischen Alten dem Stadtleben Form und Inhalt gab. Herrlich kräftige Gestalten: trotzig blickende Hirten, Jäger mit erbeuteten Wild auf dem breiten Nacken, Krieger und hochaufgerichtete Knaben — alle, alle lauschen sie, stillen Jubel, hohe Begeisterung in den schönen kräftigen Zügen, dem Sange des göttlichen Dichters zu.

In ihre Reihen drängt sich sogar der scheinbar lächerlich, wunderkrumme Form, der Repräsentant des derben aristophanischen Volkshumors. Noch trägt er die Hirtenkleider, mit der er seinen Gesang, der jetzt gern vor der edleren Dichtung verstummt, zu begleiten pflegt.

Mehr im Vordergrunde stehen, fast zu den Füßen Homers, die Edlen der Griechen, jene herrlichen Dichter, Künstler und Gesetzgeber, deren Namen durch den Sturm und Drang von mehr denn zwei Jahrtausenden hindurch bis in unsere Zeit hinein hellleuchtend sich erhalten haben.

Unter dem kräftig schönen Mann, der, die herrlich gebauten Schenkel übereinander geschlagen, ganz im Vordergrunde sitzt, die eine Hand auf dem borkigen, wundenbedeckten Haupt des an ihn sich anschmiegenden Knaben, die andere mit der gebeugten Trinkschale lässig im Schooße ruhend, haben wir uns Alcäus zu denken, den herrlichen Sänger des Unfriedens, des Weines und der Liebe, einen der ältesten griechischen Dichter.

Unter dem vorgebeugten Paar sitzt Sappho, eine ruhig-edelschöne Mannesgestalt. Diesem hochverehrtesten, unsinnigen Haupte glauben wir es, daß dem jene vollendeten Werke entsprangen, die uns noch heute besonders werthe Vorbilder herrlichster Vollendung sind, jene gewaltige Trilogie, von der nur ein Theil, die Antigone, heute noch wie vor 2300 Jahren von der Bühne herab ihre Menschen erschreckt und Menschen bildende Kraft beweist. Neben dem sitzt Aeschylos, den Arm auf die Lyra gestützt, der er zu gewaltige Klänge zu entlocken wußte. Obgleich schon ein Greis, glüht doch aus seinen Augen das gewaltige titanische Feuer, das in seinen Dramen, von denen nur sieben auf uns gekommen sind, während er deren über siebzig geschrieben haben soll, loderte.

Hinter Aeschylos links im Vordergrunde schreibt Bakkis, der dunkle Seher, seine die Schlacht von Salamis verherrlichenden Prophezeihungen an die cyklopischen Mauern, neben dem drängen sich hohe Männergestalten sich in den aufbrechenden Kreis, von denen die eine die Gesetzestafeln Solons, die andere den Grundriß der Propyläen hält, wahrscheinlich also Solon und Mnesikles, der Erbauer der Propyläen.

Als mannichfachen Ausfluß der homerischen Dichtungen sehen wir im Hintergrunde den freudigen Beruf der durch die den Gesetzen vermittelten Götter. Auf hohem Altar flammt, umgeben vom Schmuckreichtum der kräftigen Jugend, das Brandopfer. Angebracht von dem edlen, dem wohlgefälligen Duft schweben die Hinaufeilen der Erde herunter, um in die Ihnen neu errichteten Tempel einzugehen. Ueber die farbenprangende Brücke der Iris, die sich vom Opfer aus hinüber zu dem Tempel spannt, fliegt eilend im freudigen Sprunge der ältere und jugleich weiter der jüngste Gott, Eros, der „Allsieger im Kampfe,“ vergebene suchen die Grazien den Flüchtigen zu haschen. Apollos, die Lyra unter dem Arm, schwebt, die göttliche Haupt von einer Strahlengloria umgeben, majestätisch daher und winkt den Musen, ihm in seinen Tempel zu folgen. Die letzte der göttlichen Töchter, die Muse der komischen Dichtung eilt in graziosem Schwung ihren Gefährtinnen nach. Der Rauch des Brandopfers hüllt den Weltenthron, so daß dem in ruhiger Größe Zeus mit Hera, seiner Gemahlin, umrauscht von den Pflegen des olympischen Aars, daher schwebt, Sein göttlich Auge schaut mild auf die tumultuarische Thetis herunter, während ihre Hand den schlanken Hals ihres die goldenen Federn weit spreizenden Pfaues umspannt. Noch erkennen wir in ihm göttlichen Reigen Pallas Athene, die klugerwachte, die hochge-

schützte schlanke Dryade, Merkur den schnellfüßigen, während die andern Unterbilden sich in den Wolken verlieren.

Vor dem Tempel links im Vordergrunde erhebt sich ein großer Marmorblock, aus dessen oberm Theile die gewaltige Figur eines Helden durch den Meißel der Bildhauer hervorgezaubert wird, aber die Arbeit ruht, denn die Schüler des Künstlers sind selbst edelstarre Marmorbilder geworden im Anschauen der so herrlich sich zu ihnen niederlassenden Pracht der unsterblichen Götter, der Meister aber grüßt mit ehrfurchtsvollem Schmerz den Götterreigen, der über Iris farbenfarbener Brücke herniedergekommen und seinem Wirken und Schaffen jetzt erst so recht eigentlich den verklärenden Inhalt gaben wird.

Ueber dem Ganzen ist die Fülle herrlichster Schönheit gebreitet, alles athmet Verklärung, Friede, Licht und Lust. In den zuckenden Accord dieser allgemeinen hehren Freude klingen aber zwei wehmüthige Töne ein, zwei rothhaarige Figuren vertreten so vielen Leichte gegenüber den Schatten, ohne welchen die so großartig angelegte Composition nicht in der Weise sich unserem menschlichen Fühlen und Denken vermitteln könnte, wie sie es doch in Wahrheit thut.

Will uns schon der sanfte, thränenvolle Blick der Thetis zu Herzen dringen, wie bewegt uns da erst die Trauer in den Augen, der stille, große Schmerz um den feingeschnittenen Mund jener rothhaarigen Frau, die hinter Homer sitzt, die Lenkerin des Nachens, die jetzt der Steuerruder Lenig herniedergesunken läßt, mit dem sie den Sänger des neuen Landes herübergeschifft hat aus dem dunklen Lande vorheidnischer Vergangenheit. Es ist die älteste der weinenden Frauen, jene dunkle geheimnißvolle Sybille von Cumä, die Homer den Hexameter gelehrt haben soll, in dessen Versmaße der gewaltige Springquell seiner Dichtung so freudig und lebendig emporrauscht. Wie jede Religion ahnungsvoll in die dem Mann immer rathselhaft gegenüberstehende Frau, deren Wesen und Sein keine Wissenschaft ganz ergründet hat, die Summe alles Mysteriösen, aller tiefgründenden Weisheit legt, so auch die griechische Mythologie in diese Sybille von Cumä, deren Dreifuß auch neben der Parche. Ebenso wie ihr Blick zurück schaut in alles was gewesen, so sieht er zugleich vorahnend in die Zukunft und weiß, daß alles, was in so herrlichem Glanz da neu erstrahlt, nichts ist als nur eine neue Welle, die der unergründliche Ocean der Zeit aus Ode spült, daß die Pracht dieser Götterwelt, die ihr Schüler so begeistert feiert, wieder dahinsinken wird in den Staub vor der Majestät des einen Gottes, den diese Geschlechter nicht mehr kennen lernen, den sie aber, selbst göttlichen Ursprunges, ahnt und voraussieht.

Ihr ruht und tragisch verwandt steht unter dem Bildhauer, starr, gedankenvoll vor sich hinschauend, abgesondert in sich von allen andern, die hohe Gestalt des ältesten Sängers der Griechen: Hesiod. Die Lyra in seinen Händen, die einst so hell erklang in seiner Theogonie, ist verstummt — das Volk jauchzt einstweilen der heitern Schönheit neuen Lieblerkreis zu.

So wären wir denn am Ende mit unserer Erklärung dieses Bildes, und wir haben wir die romantischen Fäden der Sprache so gefühlt, wie hier, wo wir nach einander betrachten mußten, was der Künstler in gestaltlos, Leben und Lust durchwebten Nebeneinander so herrlich geschaffen! Wie dürftig nimmt sich das Wort aus, wie arm und ihm neben dem feurig-warmen Pinsel, der beseelt durch den farbenreichen Sang weiter Weisheit und Sage, Dem freudige, edelsachine Gestaltung gab, was eine längst untergegangene Cultur vor zwei Jahrtausenden lebte, wirkte und sang.

Wir menschlich-wahr und berechtigt aber alles das war, was freilich in Wirklichkeit den Stürmen der Zeit nicht widerstehen konnte, und wie wir selbst noch jeder unserm Theil an diesen Culturen haben, deren Tempel allerdings in Ruinen liegen, deren Schriftwerke, in der Mehrzahl vernichtet, nur zum kleinsten Theil auf uns gekommen sind, das fühlen wir deutlich beim Betrachten des Bildes, und das ist, neben der reinen Freude am Schönen, wohl nicht der kleinste Gewinn, den wir auf uns nehmen, wenn wir endlich zögernd weiter schreiten.

DIE ZERSTÖRUNG JERUSALEMS.

Ich will zu nichte machen den Rath von Juda und von Jerusalem, und will sie fallen lassen durch das Schwert vor ihren Feinden, in die Hand derer, so nach ihrem Leben stehen, und will geben ihre Leichen zum Gerippe des Himmels und den Thieren auf Erden zur Speise. Und ich will diese Stadt zum Wunder machen und zum Hohngelächter. — Und siehe sie essen hernach das Fleisch ihrer Söhne und das Fleisch ihrer Töchter, und einer wird essen das Fleisch des andern in der Belagerung und in der Angst, in welcher sie dieselben und die, so nach ihrem Leben stehen, zu ängsten werden.“

Mit diesen Drohworten prophezeihet Jeremias (19. 7—9) die gräßliche Tragödie der Weltgeschichte: die Zerstörung Jerusalems, die den Vorrang der dritten Gemälde unsers Meisters bildet.

Auf Wolken, in lichter Glorie thronen die zwei Propheten, welche der unglücklichen Stadt so eindringlich gewarnet, daß die Maß ihrer Sünden voll sei und daß sie verfallen werde zum Entsetzen. Jesaias, göttliche Begeisterung im Auge, deutet auf sein Buch, in welchem er den Sieg des Christ und die Verherrlichung der Evangeliums so herrlich verkündet.

Jeremias hält in der hocherhobenen Rechten, die Augen voll tiefer Wehmuth auf die ewige Stadt gerichtet, seine Prophezeihungen, die das verblendete Volk dennoch verhöhnt und verspottet, und der jetzt so furchtbar eingetroffen.

Der fromme Enoch(?), mosaitische Strenge in Blick und Haltung, verkündet uns den durch seinen Mund ausgesprochenen Fluch der Herrn: „Der dritte Theil soll an der Pestilenz sterben und durch Hunger alle werden, und der andere dritte Theil durchs Schwert fallen rings um Dich her, und das letzte Drittheil will ich in alle Winde zerstreuen und das Schwert hinter ihnen ausziehen.“

Der prophetische, ernst begeisterte Daniel deutet mit der Linken auf den römischen Titus, der seine Weissagung: „Und ein Volk des Fürsten wird kommen und die Stadt und das Heiligthum zerstören, dann es ein Ende nehmen wird wie durch eine Fluth“ erfüllt.

Von den Propheten aus führen die sieben Engel des göttlichen Zornes (Offenbarung Joh. XVI.) hochdrohende Energie und doch wieder tiefe Wehmuth im Blick, hernieder um die Verhängung zu erfüllen.

Schon haben die aus ihren Schwertern hervorbrechenden Flammen das Heiligthum entzündet, von dem der Sohn Gottes vorhergesagt hatte: „Deine Feinde werden dich schleifen und keinen Stein auf dem andern lassen.“ (Lukas 19, 44.) Dustere Rauchwolken wälzen sich aus der brennenden Stadt, aus dem Flammenmeer, welches das Heiligthum bereits unrettbar, hervor. In der ewigen Nachtnacht, auf deren greuliger Treppenstufen die sterben, welche das unerbittliche Strafgericht Gottes, alle diesen unsäglichen Elend, den schrecklichen Jammer zumeist verschuldet — die Anführer der Juden: Johannes von Giscbala, Simon, des Gioras Sohn und Eleazar.

Flavius Josephus erzählt von ihnen: „Dem Mithole nicht nur abgeschaffen, gerechten sie in Grimm, wo sie Mitleid gewahr wurden. Menschliche und göttliche Gesetze traten sie mit Füssen, sie, die zuerst mit den Namen Zeloten (Eiferer) beschellet sich gebrüsteten, höhnten um das Heilige, spotteten über die Weissagungen der Propheten, deren Erfüllung sie doch beschleunigten. Wer zur Johannes getödtet ward, den sandte dieser dem Simon zu, und Simon sandte die von dem Angehägten dem Johannes. Sie frassen einander das Fleisch der Bürger zu und theilten unter sich die Leiche. Mitleidig an ein rohe Herrschsucht, vertrugen sie sich zu gemeinschaftlichem Elende. Es ist unmöglich, den Grund von allen aufzuzählen, nie hat eine Stadt so viel erlitten und nie von Anbeginn der Welt an, war ein Geschlecht so fruchtbar an Frevels.“

Finster brütend hat sein Schwert gezückt, erwartet Johannes sein Loos, nicht ahnend, daß dasselbe ewige Gefangenschaft sein wird; der kräftige energische Mann hätte somit wohl das Schicksal der Eleazar vorgezogen, den ein wilder Grimm, der sich auf unserm Bilde so deutlich in den leuchtenden Augen, den Engeln des Zornes entgegengeballten Fäusten ausspricht, zwang, sich in sein eigenes Schwert zu stürzen. Das Loos Sie in der Mitte stehenden Simon war Entehrung und Tod; nachdem er im Triumphzuge des Titus mitgeschleppt worden war, ward er mit Ruthen gestrichen und hingerichtet.

Sie sind todtmüde, starke Männer, die der Scharfsinn muthig erwarten, wie jammert um aber das Geschick derer, die in sie Elend gestürzt! Wie die Aermsten, von ihren selbst ruthlosen Herrführern gezwungen, sich in wirren Haufen zusammenzudrängen, und vergebens die Dürre der schützenden Schilde über sich halten! Was hilft der schwache Schild gegen die Flammencharaktere der himmlischen Heerschaaren?

Wie nun auch die Bibl jener Frau dort oben, die die Kind an der Hand dem allgemeinen Tod zu entreissen sucht und nun an der Hand dem allgemeinen Tod zu entreissen sucht und nun an der Hand dem allgemeinen Tode entgegeht, und das jener andern, die neben Johannes auf den Stufen der Treppe sitzend, all ihre Lieben umschlingt, und so in dumpfer Verzweiflung den Untergang erwartet, uns im innersten Herzen packt, und jegliche mitfühlende Saite unserer Seele in Angst und Theilnahme erklingen läßt, so erwartet uns doch noch Schrecklicheres, noch namenlosere Elend.

In der Gruppe der sechs Menschen links hat der Künstler uns alle Schrecknisse, alle Grimel, welche die Propheten der unglücklichen Stadt geweissagt hatten, zusammengedrängt. Was Jeremias prophezeihte: „Und werde sie essen lassen das Fleisch ihrer Söhne und Töchter und Einer wird essen das Fleisch des Andern in der Angst der Belagerung,“ hier ist es schreckliche Wahrheit geworden.

Die Frau, welche mit den Händen des Wahnsinns den von ihrer eigenen Hand gemordeten Säugling auf dem Knieen betrachtet, ist jene unselige Mutter, von der uns Josephus erzählt. „Es war zu Jerusalem eine vornehme, ehemals reiche Frau aus Bathezob, von jenseits des Jordans, die Kriegers wegen hingeflüchtet. Tochter des Eleazar und hieß Maria. Die Habe ihrer Tyrannen hatten sie ihrer Schätze beraubt, es blieb ihr nichts als der Säugling. Andrer Mütter Trost und Freude, machte er ihre Verzweiflung. Geschärft vom Hunger, welcher das Herzt mit Wahnsinn, das Herz mit Wuth ihr entflammte, entnahm sie die Frucht ihres Leibes, um den rasenden Hunger zu stillen.“

Unter den andern um sie her kauernden Jammergestalten ist eine gierig mit einer ähnlichen schrecklichen Nahrung beschäftigt, dem eine andere mit wahnwitzig verkehrten Blicken zuschaut, eine vierte schlägt sogar die Zähne in den eigenen Arm. — Genug des wilden Grauels, und doch ist das Maß des Elends noch nicht voll. Was der Heiland vor 37 Jahren den jammernden Weibern gesagt: „Weinet nicht um mich, ihr Töchter Jerusalems, weinet aber über euch selbst und eure Kinder,“ hier geht es in Erfüllung. Drei jugendliche Gestalten drängen sich ängstlich schon zusammen geschreckt von den zwergen Blicken und der ausgestreckten Hand eines römischen Kriegers, während jenseits des Altars ein anderer römischer Krieger zu Pferde ein sich vergebens sträubendes Weib darum schleift. Was kann das Loos der Verurtheilten sein, wenn nicht Schande, Entehrung, Tod und Sklaverei!

Auf dem Altar selbst, an heiliger Stätte, pflanzen die Sieger ihre Adler auf, wie Daniel dies Cap. IX. Vers 27 geweissagt, schmetternde Fanfarenklänge begrüßen das Siegeszeichen, dessen Ueberwindlichkeit damals noch fest stand.

Die Gruppe dieser, die auf dem theilweise schon zerschmetterten Opferaltar im Vorhof der Tempels den Sieg laut proclamiren, so wie die andere Gruppe von Posaunenbläsern oben mehr rechts an der Säulenhalle, sind gleichsam die Verkünder des triumphirenden Titus, der rechts über Schutt und zerbrochene Trümmer seinen Einzug in die unterworfene Stadt hält.

Wenn auch Drommetengeschmetter den Triumph feiert, wenn auch die Heerführer und Kriegsherren hinter Titus den Sieges froh, stolze und freudige Blicke um sich werfen, wenn auch die Liktoren hinter und gleichgültig wie das eherne Schicksal selbst schon die Ketten herbeischleppen, um die unterjochten feindlichen Kriegsherren an den unaufhaltsamen Siegeswagen der Römer zu schmieden, Titus selbst scheint sich des Sieges wenig zu freuen, „das Ergötzen des menschlichen Geschlechtes,“ wie den gleichzeitige

Schriftsteller genannt. Titus der Gütige sieht nur mit Schmerz das ungeheure Elend, und dieses, sowie die innige Ueberzeugung, daß nicht er, sondern Gott es gewesen sei, aber die Juden aus diesem Venten, gegen die Menschenhände vergeblich gestritten haben würden, gelegt,“ läßt keine Freude in ihm aufkommen. Dieses Strafgericht Gottes, in dessen Händen er nur ein Werkzeug gewesen, ist so sehr in Fleisch und Blut seiner Ueberzeugung übergegangen, daß nicht nur Flavius Josephus sondern auch Philostrat uns Aeußerungen des ebenso bescheidenen wie tugendhaften Feldherrn aufbewahrt hat, welche diesen festen Glauben an die Gewalt des zürnenden Gottes nachweisen.

Am Fuße des Opferaltars, die Mitte des gewaltigen Bildes einnehmend, steht der Hohepriester, eine männlich schöne Gestalt, von den majestätischen Falten seines an malerischen Weise drapierten priesterlichen Gewandes umflossen, auf der Brust den Schild mit den zwölf Edelsteinen der Stämme Judas. Er kann den Fall des Heiligthums, dessen erster Diener er gewesen, nicht überleben, mit ihm muß er fallen und untergehen. Schon hat die kräftig erhobene Rechte den blinkenden Stahl auf die eigene Brust gezückt, sein Fuß tritt auf eine von einem Mantel verhüllte königliche Leiche, zu seinen Füßen sinken die eigenen Söhne, kräftige, schöne Jünglingsgestalten, vom Vater durchbohrt sterbend dahin, sein Weib steht knieend um den Tod, um nicht in die Hände der schändenden Sieger zu fallen. Sein herrlicher Kopf, in dem sich die orientalischen Formen in schönster Vollendung zeigen, ist abwärts von der sterbenden Frau den herumrückenden Unterjochern zugewandt. Aber wie wissen er wird, ehe er sich selbst den Tod gibt, den gierigen Stahl zuerst in die schöne Brust des knieenden Weibes vor ihm tauchen und dann erst selbst sterben, damit der Dolch des Heiligthums nicht mitgeschleppt werde an dem Triumphwagen der unglaubigen Sieger.

Wie sich in dem sterbenden Hohepriester der Sturz des alten Bundes abspiegelt, das Zusammenbrechen des tausendjährigen einst so gewaltigen Reiches durch vollzieht, zu dem die ergreifend schöne Gruppe der Leviten, welche im Vordergrund um die zertrümmerten Tempelgefäße, um die zerbrochenen Harfen, die einst so laut zum Preise Jehovahs geklungen, in düsterer Verzweiflung, selbstmordlustig, sitzen, gleichsam den Chor bildet, so schon wir links in dem von Furien gepeitschten Abavier, der sich, wilden Wahnsinn im Blick, die eigene Brust zerfleischend, während die weißen Locken das schmerzzerrissene Gesicht umflattern, in die grauenhafte Wüstenei seines rastlos, vom eigenen Fluche gehetzten Daseins hinausstarrt, den Repräsentanten des unbeugsamen Judenthums, das, zerstreut über alle Länder des Erdballs, den Fluch des Herrn mit sich schleppte durch alle Drangsale, Noth und Pein des Mittelalters bis auf die heutigen Tage.

Alle diesem menschlichen Jammer, diesem grauenvollen Elend gegenüber, hat uns der Künstler doch auch Versöhnung gegeben, selbst in diesem tiefsten Schrecken hat er trösterisches, herrliches Licht zu finden gewußt, und wie in der rechte im Vordergrunde zwischen den Trümmergruppe ein Bild tiefsten Friedens, doppelt ergreifend inmitten der wilden Zerstörung, ein Bild herrlichster Begeisterung, doppelt tröstend in der allgemeinen Verzweiflung, geschaffen.

Den geschichtlichen Vorgang, daß ungefähr ein Jahr vor der Zerstörung Jerusalems die Christen die unweise, dem Verderben geweihte Stadt verließen und in Pella eine Zuflucht fanden, durfte und mußte die dem Künstler gestattete Freiheit wohl meiden in die Belagerung selbst hineinlegen.

Unter dem Schutze des von den Engeln getragenen heiligen Grals zieht der junge Christenthum hinaus in die Welt, um zu lehren und zu predigen. Das tausendjährige Reich Judas, der Tempel des rächenden Gottes des alten Testamentes stürzt krachend zusammen, im Halbdunkel des Hintergrundes, schon die Vorahnung des eigenen Falles im Herzen, schwebt das Heidenthum nur zaghaft über die Trümmer, alles Licht jedoch concentriert sich auf die den Vordergrund einnehmenden Christen, denn ihnen gehört die Welt! Sie tragen nicht Waffen noch Reichthum mit sich, nein, friedliche Palmenzweige in den Händen, in schlichten, dunstfarbigen Gewändern ziehen sie daher, lobsingend dem Herrn, der ihnen den Frieden, das wahre Gut gegeben, das nun jedem dieser schönen Gesichter aus sinnend entgegen strahlt.

Das fromme geduldige Thier, das einst die Mutter Gottes flüchtend aus Egypten getragen, trägt auch hier eine Mutter, die sorgend und glücklich die Ihrigen an das Herz drückt. Wie im Thierreiche Behufs die Thierphysiognomien im Gefolge der sich scheidenden Völkerstämme so charakteristisch hervortreten, so sind auch hier die Köpfe der Esel, namentlich der Dolch streckenden, von sprechendstem Ausdruck.

Im Wege der Christen knieen drei verlorene Judenkinder von denen namentlich das letztere in ergreifend schöner Gebärdensprache um Mitnahme bittet. Die gütige Handbewegung des über ihnen schwebenden Engels, sowie die freundliche Winken des einen Christenkindes deutet an, daß die Christen nicht ungeliebt Heiden, daß das Christenthum gern die Juden in seine Gemeinschaft aufnehmen wird.

So schließt sich denn die unglückvolle Tragödie, welche die Welt je gesehen, auf versöhnende Weise ab. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zeigen uns in erschütternden und ergreifenden Bildern das Walten der Geister Gottes in der Geschichte, des Gottes, der die tausendjährige Veste Zions brach, der das ungeheure Räthsel, das für alle Zeiten fest gegründet schien, in Nichts dahin sinken ließ, um im dramatischen und stoffbewegenden, durch die herzbefriedigendsten Lösungen beglückenden, durch tausendfältiges Martyrium neu fest und fest gekräftigten und gehobenen Christenthum eine neue weltbeherrschende sittliche Macht zu gründen, welche die Zeiten überdauern und die Menschheit erlösen wird.

DIE HUNNENSCHLACHT.

Völkerwanderung! Wer erklärt uns jenen schaurigen Wahnsinn, der friedliche Nomaden zwang aufzubrechen von den Weidplätzen ihrer Väter, die ihnen Schwert und Speer in die Hand drückte und sie fortriß in dunklem Drange nach Süden und Westen?

Wer weiß uns den Ursprung des gewaltigen Stromes, der höher und höher anschwellend alles mit sich hinriß in seine furchtbaren Wirbel?

Wir mußen sie daher gelten haben diese Völkerstürme allein durch die weiten Lande Asiens und Europas und welche Gräuel und Schrecken zogen sie voran, und welche Verwüstung folgte ihr nach!

War auch solche unbeugsame Energie mißen damals die alte Verfassung unserer ganzen gesitteten antiken Welt erfüllt haben, daß solche Gewalt nothig waren die Luft zu reinigen, Gewitter, unter denen alle verwandten Blütenkeime unerschwinglicher Kräfte zu enormer Größe sich entwickelten, und die so gründlich aufräumten, daß eine neue Ordnung der Dinge sich naturnothwendig erheben mußte.

In den letzten Strophen Aeschylos öffnet der, der die Geschicke der Menschen lenkt, ein Wasserschloß seine Schleusen, und solch einen gewaltigen Strom brechen unerschwellbare Flüthen, durch welche Völkerfluthen hervorbrechen, über die kein menschliches Leben und Gedanke die Einwirkung verhindern und entrathen kann. Und so verbrechen und verdammt sich auch der wilde Strom selbst, indem er Verderben und Unsegen durch sein Bett, ja weit neben die empörischen und kräftig die Ufer bedeckt. Ein Strom, der damals auch unsere Heimath, zu den schon europäischen Bereichen Rom zu, durchzog und so riesigen, ebenso herrliche Keime bald darauf die Welt hervorbringen sollte.

Dies so furchtbare Gebot ordnen in der Geschichte der Menschheit, ein so unbegreifliches Verhältniß der Zufallsmacht, eine so unbegreifliche Regierung unter einer unbegreiflichen und allseitig bekannten Welt in unserm Naturgedanken zur Geschichte, daß wir diesen Geschichten nicht bilden dürfte, verdicht sich wohl von selbst.

Wir jede große Epoche der Geschichte zuckten von Erdbeben in Volksmassen begleitet wird, die oft in ihrer unendlichen Entschiedenheit aus der Vergangenheit schallen, als ganze Reihe solcher Jahrhunderte Wälle, so hat auch jede von der Völkerwanderung eine solche Sage erhalten, eine Sage, die ursprünglich einer von Pindars der Nachwelt überlieferten Erzählung des alten mythischen Chalkodyken Demosthenes entstammend, durch, wie Gedankenstrich und Interpunkt, heute noch in Baiern lebendig ist.

Diese Sage aber lautet einfach also folgt.

„Von der hellen Eher nach den gebleichten Hunnern des Nordgebirges waren die Hunnen bis vor Rom gekommen. Dort war eine große Schlacht, welche die Römer unter ihrem Kaiser Valentinian und ihrem Feldherrn Aëtius tief vor den Thoren Roms gegen die Hunnen und ihren König Attila lieferten. Und sie blieben auf beiden Seiten. Endlich war die Erschöpfung der feindlichen Völker gegen einander, daß die Seelen der Erschlagenen nicht Ruhe hatten im Tode, sondern zur Nacht wieder aufstanden und den Kampf noch eben in den Lüften fortsetzten drei Tage und drei Nacht lang."

Aber nicht nur damals zur Zeit des Hunnenzugs, wie die Welt noch voll war von den Schrecken der Völkerwanderung, sondern bis auf den heutigen Tag schlagen dem gläubigen Baiernvolk noch Hunnen und Römer über furchtbaren Schlachten in den Lüften, wie wir in Deutschland in schaurigen Nächten noch immer das Heerhufeln wilder Reiter und wüster Meute in den Wolken hören.

Die Sage nun, obwohl der geschichtlichen Grundlage entbehrend, da die Hunnen nie ganz bis Rom vorgedrungen, hat der Künstler benutzt, um aus den furchtbaren Ringen, den unsäglichen Sturm und Drang jener wilden, rätselhaften Zeiten zu vernehmlichen.

Ein weites Feld zeigt sich unsern Blicken, auf dem die wilde Schlacht rast anfangs geschlagen ward, dann ganze Leichenfelder gräulicher Krieger bedecken dieselben. Im Hintergrunde dehnt sich in majestätischen Licht die ewige Roma, das ewig unerreichbare Ziel aller Barbaren, in diesem Schoße das Phantasie die Schätze aller Welten sich vereinigt dachte. Des Kaisers Burgen einen Augenblick, die kaiserliche Residenz des Kaisers Hadrian, alle sie dunkler Eingeborgt, der capitolinische Hügel charakterisiren das von gewaltigen Ringmauern umgebene Stadt-Bild. Oben in den Lüften hat die wilde Geisterschlacht schon begonnen. Die Wuth der feindlichen Völker, die sich bis zur gegenseitigen vollständigen Vertilgung hinschlachteten, hat der Tod nicht stillen können, die Schatten erheben sich von Hügel-trauter Wahlstatt, um den letzten Kampf in den Lüften fortzusetzen.

Links stehen die Römer vor. Ihr Feldherr Aëtius schwebt heran in kaiserlicher Gestaltung, Schwert und Schild in kämpfender Hände. Neben von langem Bart umwallte Antlitz zeigt den typischen steinernen Ruhe in den stark geschnittenen Zügen. Wie er gekommen von den Schatten zweier gepanzerten Germanen getragen wird, so schaut auch das damals schon durch und durch mürbe, in sich zerfallne und zerbrochene Römerthum auf die frische Kraft der noch von dem Lebenshauch Germanen.

Rechts dem folgt die ältere Cultur-Epoche, des Kreuz tragend, welches im Kampfe mit dem Schwerte gebogen ist. Finstere Entschlossenheit in den strengen Zügen schauen sich die gewaltigen Krieger Roms um die hohen Zwecken, unter dem Constantin schon, auch diese Römer, wie des Kaisers Rom die Weltherrschaft, deren Ziegel den heute noch Kralle und Schwert, Völker schon jetzt weiche und mehr entfallen, später aufs Neue niedergedrückt wird.

Der weitere Raum wird vom grausigen Kampf erfüllt. Hier erblickt sich die schaurige Wuth der Sage, und sie finden von beiden Seiten, wenn nun die Gestalten der Hunnen und der Römer betrachtet, die sich gegenseitig in den Schwerter gestürzt haben, und, im furchtbaren Ringen gleichsam einen Knauel bildend, nicht von einander lassen können.

Von seinen Hunnen auf dem Schlitz getragen, die wüste, klingende Ehre vor dem Beginn der Schlacht, stürmt rechts Attila in gewaltiger Wucht heran. Sein Arm schwingt die furchtbare Waffe, die ihm den Hunnen „Gottesgeißel" gab, mit dem ihn die unterjochten Völker zähneknirschend gefürchtet, den schrecklichen Hunnenkönig, der, aus fernen, unerforschlichen Ländern Asiens stammend, an der Spitze seiner wilden Barbarenhorden, Schrecken und Angst vor sich hertreibend, Verwüstung und Tod hinter sich zurückkreuzend, in friedliche glückliche Länder einbrach, und, Alles vor sich niederwerfend, die Völker Germaniens und Scythiens unterjochte, Illyrien, Thracien, Macedonien und Griechenland im Sturm eroberte.

In Gallien auf den Catalaunischen Feldern bei Chalons geschlagen, erhob er sich nur um so siegreicher in der Lombardei und trümmte schon von der Weltherrschaft, als ein Hilferer ihm Halt gebot.

Diese wilde Naturkraft, dieser alles vor sich niederwerfende entsetzliche Sturm und Drang an Völkerleben konnte uns nicht großartiger veranschaulicht werden, als in der riesigen Gestalt des furchtbaren Hunnenkönigs, der, weit ausschreitend in gewaltiger Bewegung, sich auf die Feinde stürzt. Die vom wilden, doppelt gezackten Bart umgebene, Wuth und Kampfesdurst athmende Gesicht ist wenn Hunnen zugewendet, welche die erhobene Linke, den Kampfesadler des Mundes unterstützend, anfeuert, sich auf den Feind zu werfen. Im Gürtel trägt er das heilige Schwert des Mars, jenen gekreuzmuschelten Urhunnen, den er vom Gott des Krieges selbst empfangen zu haben vorgab, und dessen unerschütterlichen Zauberkräften neue Barden zumeist die Unbesiegbarkeit ihres Feldherrn zuschrieben.

Einer auf dem andern, reihend, im dichtem Nachthimmel dahergejagt, folgen paarbeend die Hunnen dem Schlachtruf des wilden Attila.

Der ehernen schlachtenlustigen Rufe der Römer gegenüber bildet diese barbarische sich selbst überstürzende, gewaltsame vorwärts dringende Bewegung in den greuelvollen Hunnenscharen den ergreifendsten Gegensatz.

Vom Rachen schwarzen hart und hart auf beiden Seiten neue Schaaren hervor, um sich dem tobenden Kampfe anzuschließen. Schlachtrufen, die Augen noch vom blutigen Todesschlaf geschlossen, dringen sie singsam hervor, bis das wilde Kampfgeschrei auch sie ergreift und zu neuem unbändigen Todtringen und todtgeschlagen gedrängt. Leben erwandert und erwacht. Andere anschreien wie Nebelstreifen den Grund des Hintergrunds, durch die Lücke der getrennten gehemmt Pulcht des Nets sichtend und nur ein Gerüstmal bleibend.

Im Vordergrunde werden haben wir uns unter der ewigen Mauergestalt, die schlachtmüden, auch die Glieder gelöst hatten der Herrschaft des Todes, nach dem Schwerte greift, Hiebtreich von Berne, die gewaltigen Helden der deutschen Sage, dessen Andenken heute noch in Verona lebt, auch dasselbe.

Neben dem die Lücke gehalt, umgeschaut von dem Schicksal der erschlagenen von neuem Hunnen diesen Singling auf dem schon schlachtlosen Raum von Mitte des ehen besonnene Leben gerichtet, schaut auf beiden Blick eine riesige Jungfrau auch dies an das tausende Kampfgewühl.

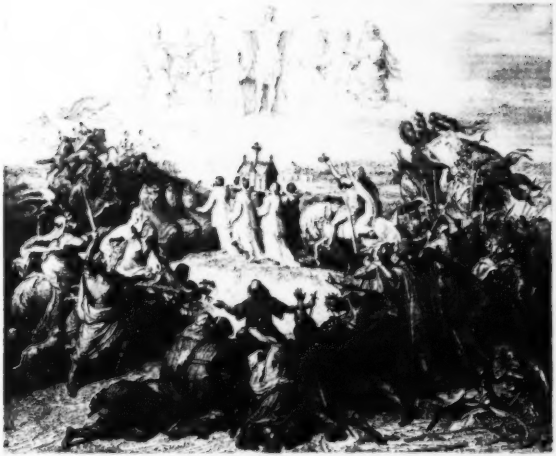
Ist es nicht die schlachtmüden Wälkyren, die der Künstler uns zeigen wollte, die ihrer Zeit warten, um den Todtenschmaus auf stürmenden Rossen nach Walhall in Alvaters Schoße zu bringen?

In dem großen Heldengedicht, welches der Künstler uns aufstellt, dürfte die Klage, seiner ergreifende Melodien, den wir in allen jener Zeit entsprungenen Heldensagen finden, nicht fehlen; sie nimmt den tiefen Vordergrund des Bildes ein.

Unter dem Bilde, von dem zwei Cartons existiren, stehen wir auf dem einen die Jahreszahl 1838. Mit diesem Gemälde, welches der damals 25jährige Künstler zuerst für den bekannten Kunstkenner und Kunstfreund Grafen Raczynski ausführte, schwang sich Kaulbach unzweifelhaft in die ersten Reihen der deutschen Künstler.

So unerhört kühne und dabei doch in jeder Linie schöne und edle Zeichnung war bis dahin nicht zur Erscheinung gekommen, ebenso wenig, wie man damals durch künstlerisch große oder tiefbedeutsame Auffassungen verwöhnt war.

Daß gerade diese Composition, die doch längst vorhanden, in Berlin von Neuem enthusiastische Aufnahme und jetzt auch ihren redlichen Platz unter den Wandgemälden fand, zeugt uns, daß den Sinnen das ewig Schöne und Große in der Kunst nicht minder heilig ist, als es den Vätern war.



DIE KREUZFAHRER.

Wie die unendliche Sehnsucht nach dem ewigen Süden, nach den märchenhaften Schätzen, welche die damals noch weltbeherrschende Roma in ihren Mauern bergen sollte, angetrieben von der wilden Eroberungslust und der barbarischen Energie ihrer Anführer, an fünften Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung die wilden Horden aus den innern Asiens bis über die Alpen trieb, so recht, ich sind fünf Jahrhunderte später in den Aera Christentum hatte gestiftet Völkern der Occidentes, angetrieben von den begeisterten Reden eines einfachen Mönches, von Franke, der bald zur heiligen Flamme emporwachsen und die Christen schwarmende aller Stände und Alter, durch weite barmende Wüste und schwarzen Lander nach dem Morgenlande zur Befreiung des heiligen Grabes treiben sollte.

Die Kreuzzüge sind die gigantesten Blüthen, welche die christ-katholische Wunschsucht getrieben. Blüthen, der der psychischen Freiheit nicht entfalten sollten. Denn sie sind die ehrenlichen Blüten auf jenen zahllosen Scheiterhaufen, die in heiligen Lande gebrannt, wo viele Tausende auch im Mangel und Entbehrung, unglücklich dahinsterben, ehe sie noch die heilige Stadt gesehen, wo viele andere Tausende von den wilden Wogen des nimmer ruhenden Mittelmeeres hinabgerissen wurden in unergründliche Tiefen, — der Tod war eine Wohlthat, die selbst den Feigen eine Ehre, — so große und gewaltige, daß die Völkern, der allmächtigen Herrschern selbst schon eine unbeschränkte, nahe Zeit, die trotz zahlreicher Kriege doch noch im Verhältnis zum Kreuzzug ist, gering, hob und verschlte, die Ritterthum schlte und den den ganzen christlichen Staat eines Wesentlich verlieh, die allgemeine Kampfesluft, hervorgerufen durch den innern Ueberfluß an unendlicher Kraft, in neue Bahnen lenkte, und der ganzen Christenheit neue Ziele steckte.

Lebensbeschreibungen und die großen wie unbedeutenden Ereignisse schilderten diese Kreuzzüge, denn sie durchlaufen einerseits neue, bisher unbekannt Handlungen einzuschlagen, wie die Kreuzfahrer Europa und Kleinasien durchzogen, und andererseits bestehende Thaten und Pflanzenreiches mit beschäftigten, so beschäftigt auch damals noch der Orient war, eine alte Beschäftigkeit in gewisse Richtung, und eine Folge der Ideen, die gegen das Christentum orientalischer Christenheit und Symbolik regten, sich über den Abendland und machte den noch jungfräulichen Boden desselben vorzugsweise geeignet, jene Wunderblume zu tragen, deren Früchten wir heute noch unermüdliche Verehrer sind.

Auf dem südlichen Gebiete unseres Weltteiles schien wie noch in dämmernder Ferne, aber schon mächtig genug, der emporgetragen des Sonne Jerusalem die heilige Stadt, Zinnen, Mauern und Thürme strahlend in hellster Verklärung.

Durch die ungeheuren Lebenen, von welchen in nur gleichsam in der Ferne kennen der Ziel der Wallfahrer erblicken, wandelt sich der lange Zug der Kreuzritter. Während links schon unabsehbare Heiden sichtbar und bewährend ob der Kreuzfahrer, Kämpfer, Ritter, Pilger und Knechte, Fahnen und Kreuze schwingen, andere auf mühsamen Rossen herumgetriebene Schaaren sich wunderstehen die endlich erreichte heilige Stadt Jerusalem zu sehen, erwacht der Hauptzug in der Mitte, wo Gottfried über die heiligen Stadt in feindlicher Gebiete erscheint, und die Hand wird und bedeutend die Schaaren zeigt, die gekommen und nie da zu streiten.

Neben dem göttlichen Sohne, den seine Evangelisten und die heiligen Martyrer, die in Jerusalem ihren Tod fanden, umgeben, kniet die Erde und den Menschen selber, Inbrünstig die heilige Jungfrau Maria, Inbrünstig kommt sie auf die Kreuzfahrer. Drei Heilige schon vom Himmel herumgetrieben, eröffnen den Hauptzug. Während der Dreieher in der Mitte im frommen Gebet versunken, sogar den Anblick der heiligen Stadt vergisst, hebt zur Gebärte links in freudiger Begeisterung hoch das Kreuz. In dem von Jerusalem abgekehrten Gesicht des zur Rechten Redenden muß sich tiefer Kummer und Sorge, Trotz des hohen priesterlichen Ranges, schwer schwarz Sündenlast auf dem heiligen Mann zu lasten, denn Erkenntnis prägt ihr Gebiet der Stätte, wo Begnügt gewandelt, der ohne Sünde war, zum Durchbruch kommt.

Um uns den von weite gegen Pferden getragenen Gefangenen schauen, von dem uns die Monstranz entgegenleuchtet, zu erklären, müssen wir Wilhelm von Tyrus hören, der uns erzählt, daß die Kreuzfahrer vorragen aus gelobte Land wie die Juden mit der Bundeslade. Diese Lade der neuen Bundes nun ist es, die dem siegreichen Gottfried von Bouillon vorangetragen wird.

Der fromme, gewaltige Heerführer hat sich demüthig alles irdischen Schmuckes entkleidet und hält, während eine Dornenkrone die begeistert zum Himmel emporblickende Haupt umflicht, den goldenen Herrscherreif in heiligbehobenen Händen der Erscheinung Christi entgegen, so gleichsam die irdische Macht ihm weihend, vor der heiligen Krone. Neben ihm der Leon der Kirche noch in alten Schriftlichen die Kasteiung des frommen Heerführers! Er wollte auf Könige an heiliger Stätte, wo der Herr gelitten, nicht die goldene Krone tragen. Hinter Gottfried von Bouillon folgen nun eine Menge Ritter, von denen einige auf Bannern geschmückt. Kreuze und christliche Fahnen, andere erobrte Trophäen, wieder andere erbeutete Schätze und Reichthümer auf Schilden hoch emporhalten, alle Erfüllt sind Heere der Herrscharen, der sie gänzlich bis hierher gehört.

Der Künstler ist hier der historischen Wahrheit gerecht geworden, und hat die Kreuzfahrer, wie sie die Kreuzzüge, wie sie große Erscheinung im Völkerleben, mehrenlinger Weise in der allgemeinen Begeisterung auch nur nur und mannigfige Elemente mit sich fortreißen mußten, daß neben dem frommen christlichen Ritter, der nur das Kreuz und die heilige Stadt im Auge hat und reichen Beute trennte, um unter mannigfachen Entbehrungen, unter namenlosen Strapazen mitzuhelfen den heiligen Krieg zu nennen Ehrgeiz, Habsucht, Eroberungslust an die Fahnen Emfindlichen der Normannen nicht ruhen ließ, und der Italie, im heimlich Land sich nicht nur mächtigen Schätze, sondern auch Herrschaft, Land und Leute zu erobern. Zwei von diesen wilden Gesellen zeigt uns der Künstler ganz deutlich in Hintergrunde, hinter dem Trophäenträger, einen von ihnen sprengt sich mit kecken Muth eine Krone auf sein gutes Schwert.

Gerade unter diesen Kreuzzüglern stehen zwei prächtige Figuren, wenn Gelehrt trotzig schwellender Kraft. Die eine jugendliche Gestalt stützt gerade das scharfe Schwert in die Schwäle, die eben noch triefende Arbeit gethan zu haben scheint, denn rund herum liegen Leichen, Verwundete, Sterbende. Neben Godefroi, der nur an Kraft und jugendlicher Schöne von Siegfried aus der Nibelungenlied steht, wenn auch die Kreuz auf den Helm leuchtet und nur Schild und Streitkolben in den Händen hervor ist, ein anderer Kreuzzugfahrer nahen wollte, steht der alte Knappe, der als getreuer Eckart die weite beschwerliche Fahrt mitmachte und mit Schild und Streitkommer in den Händen bereit ist, den geliebten Herrn zu schützen. Zwei Todte liegen jetzt friedlich neben einander, die im Leben schwerlich so zusammen gekommen wären: ein christlicher Ritter, dessen Helm und ebenso reiches, jetzt geknicktes und zerbrochenes Pferdegeschmeck, am Kopf der Leiche noch nicht recht hat, und ein Saracene, dessen erobrene Rüstte noch Langschaft das gute Schwert umklammert, das selbe, dessen und doch so bedeutungsvolle Spiel der Zufälle, in den gemeinsten Leidenschaften der eigenen Schilde gefallen und nun von dem starken Lebenshauch tod gehalten wird.

Unter der todten, ritterlichen Figur rechts, die an Anschauen des heiligen Zieles verstanden die Freude umarmt hält, denken wir uns Robertmund, den gewaltigen Normannenherzog, Fürst von Antiochien, einen der ritterlichsten Kreuzfahrten jener kampfesfreudigen Zeiten, denen ganzes Leben ein ewiger Krieg war.

Den ganzen Vordergrund nimmt Peter von Amiens mit seiner Schaar ein. Er selbst, ein verknochter, schlanger Greis, im härenen, zerrissenen Gewande, kniet das Kreuz in den ausgebreiteten Händen. „Siehe Herr, alle alle lange ich an Dir“ sagt seine Gebärde, und wenn wir auch nur den kahlen, von einzelnen weißen Locken dürftig umflatterten Schädel, nicht aber das Antlitz des begeisterten Mönches sehen, dennoch sagt uns ein Blick auf die im Verzückten begriffene, fast zerbrechlich zusammensinkende Gestalt, daß dieser und kein anderer es war, dessen gewaltige Rede einen Weltbrand entzündete, Könige, Fürsten und Völk entflammte, das Kreuz zu nehmen und hinwegzuziehen zur heiligen Stätte, um sie zu sinkern von den Gräuelen der Lehne.

Nicht minder charakteristisch sind seine Genossen. Wir sehen zwei fahnenschwenkende ritterliche Sänger, neben ihnen einen zerlumpten Bettler, der sich den Rücken mit der Pilgerschaft geschickten zerschindet; dann wieder zwei fromme alte Einsiedler, die sich aus dem stillen Frieden ihrer Klausen los gerissen, um das Land der Verheißung zu sehen.

Ein fahrender junger Spielmann schließt, den heiligen Boden mit einigig kündend, diese Gruppe ab.

Aber auch die Nonne, jene fabelhafte Zauberinnerin des abendländischen Rittertumes, durfte auf unserm Bilde nicht fehlen, und hat der Künstler es verstanden, obwohl mage Anhalt, weiblicher Begeisterung auch diese Figur in den Kreuzzug hineinzuziehen, so hat er über der Gruppe links den Zauber weiblichen Schicksal mit unerschöpflichen Reichen ausgegossen, und so in den Rosenkreuz erhabenster Begeisterung auch die lieblichsten Töne anmuthiger Frauenherrlichkeit weht.

Die herkulischen Gestalten von zwei Kitheqern, von denen der eine gestreut seine Krone über die schöne Last auf dem Rücken, scheinen beide Geschlechter, Alter, Stände und Verhältnisse gewaltsam zusammenzuführen, um in heiligen Frauenbild, das hoch den verhüllenden Schleier von der mädchenhaften Stirne hebt, um die heilige Stadt zu schauen. Das goldblonde Haar spielt unter einer Krone die Königin Frau, deren Antlitz, die Augen verdunkelnden darum dichte Locken fallen, der jugendrosig sein Schwert schwingt zur Begrüßung des Heiligthumes. Es ist die schöne Gräfin, von der eine Sage uns berichtet, daß sie, verwundet, ihr starkes Kind, das mitgefährdet habe im heilige Land, daß sie aber nachmals in die Gefangenschaft der Ungläubigen gerathen und durch eine seltsame Verkettung wunderbarer Schicksalsfügungen die Gemahlin des Sultans Malik Adhel geworden.

Hinter diesen reitet noch ein Paar den Hügel herauf. Ein Ritter in blanker Waffenrüstung hat sein Knäbchen hinter sich auf dem starken Roß. Es ist der Kreuzzugfahrer voll Muth, den kräftigen Krieger mit weißen feinen unerhörigen Bart und, mag an das ist. Sein jugendlich schönes Gesicht kehrt sich zu der, die eine Hand deutet hinaus auf Jerusalem, die andere hält den weißen Hengst Schild, auf dem ein Falke sitzt, unter Rufen Folgen dem lieblichen Paar, als ginge es zur Jagd. Weiter hinten wähnen sich unabsehbar gruppierte Schaaren den Führer nach.

Alle, alle aber, wie sie da sind, Priester und Laien, Knaben, Fürsten und Ritter, Bürger und fahrende Sänger, Frauenhaben und schöne Frauen — alle, alle ziehen sie dem einen Ziel zu, alle schauen sie der einen großen Idee und sehen zu dem der über ihnen in Kreuzesgestalt thronend, dem Einzig, sagen:

DAS ZEITALTER DER REFORMATION.

Es war ein großer Gedanke, eines Kaulbach würdig, die „Reformation“ zu malen. Einen Riesenabschnitt der Geschichte, eine Weltbewegung, Jahrhunderte lang vorbereitet, durch Jahrhunderte fortgesetzt — auch nicht zum Abschluss gebracht und dennoch gemalt! Nicht eine symbolisirt, keine der sonstmöglichen Allgemein von dunklen Nacht und verklärendem Licht — sondern gemalt in allen ihren Hauptereignissen, ein Geistesdrama, das die Völker zu unserm Heil abwechselnd, dargestellt in einem freudigen Zusammenwirken einer Reihe von Männern, die verschiedenen Jahrhunderten angehören und deren Thätigkeit im Leben in den verschiedensten Richtungen auseinander ging. — das ist eine Aufgabe, so einheitlich sie fast möglich, als sie stammend von dem Genie sieben, welches die Schwierigkeiten spielend überwand, die unvermeidlichen Gegensätze harmonisch endete. Das Unmögliche möglich machte und uns mit gewaltigen Schwingen eines Adlers hinträgt auf die seligen Höhen reiner Schönheit, von denen herab wir gleichsam wie abgeschiedene Geister das Vergangene — und liegt es noch so weit auseinander — mit einem Blick überschauen. Was Schuppen fällt es uns von den Augen, der Blick erweitert sich und schaut in das Verborgene, man sieht Zusammengehöriges zeigen sich uns, Unerklärliches und nur Auffallendes und früher schwer Verständliches scheint uns klar und deutlich, wie Selbstverständliches. Und aus aller dieser Anschauung erwächst uns neben der Achtung vor dem Genie, die sie uns verlieh, auch die Bewunderung der ganzen Größe dieser ungeheuren geistigen Bewegung, der wir ja Alles zu verdanken haben, und auf die wir Deutschland auch heute noch mit Recht stolz sein dürfen, der Zusammengehörigkeit mit dieser geistigen Bewegung. Wir fühlen, daß die, aus der Knechte du gemacht, selbst von Art der Reformation ist, die uns befreite und gegen Rom stellte, daß dieses dumpfen Widerstandes und mehr denn tausend Jahren; wir erkennen freudig im tiefsten Herzen, daß auch unsere geistige Arbeit, und sei sie noch so eng begrenzt, auch sie vervollendend der Größe der Menschheit dienen kann, wenn sie nur mit ihren Gesetzen harmonisch mit endlingen muß in den großen geistigen Prozeß der fortschreitenden Cultur. Und diese Bewußtsein gibt uns tiefere Befriedigung, so daß wir weniger an der Größe der dargestellten Stoffe, als an der hohen Kunst freuen und mit neuen Kräften wieder zurückkehren können zu unsere größere oder kleinere Aufgabe.

Kaulbach hat Raphael gelesen, der in seiner Schule von Athen es verstand hat, Männer, die sich im Leben nie gekannt und die doch Gleiches anstrebten, in einem Bilde zu vereinigen; der Neuere hat in dieser Beziehung bekanntlich Raphael noch übertroffen, an dem die neueren Ergebnisse der Musik, die Möglichkeit dem gleichsam Chaos der Menge Formen, Leben von verschiedene anderseits, des Grosses unserer Betrachtung. Parallelen zwischen den zwei magistralen Meisterwerken Raphael's und Dürrer's mit Kaulbach's Reformation zu ziehen, wäre zwar sehr interessant und belehrend, namentlich in Bezug auf das große Bewusstsein der eigenthümlich charakteristischen Unterschiede zwischen den doch verwandten Auffassungen des Italieners, Franzosen und Deutschen, würde uns aber hier zu weit führen.

Versuchen wir es nun, das gewaltige Werk Kaulbach's in seinem Einzelnheiten zu betrachten, so würde uns der Kolossale Einheitlichen der Gestaltungen gänzlich verwirren, wenn wir nicht von vornherein den bedeutenden Fachen im Gedankengang des Künstlers anhaltenden, der uns sicher durch das anscheinende Labyrinth führt.

Wir sehen vor uns einen hohen Dom, dessen Chor den Mittelpunkt des Gemäldes bildet, rechts und links offnen sich Seitenschiffe in den einfachen architektonischen Verhältnissen. Um die Orgel gruppiren sich Männer und Frauen, die das hohe Lied der Reformation „Ein feste Burg ist unser Gott“ zu den brausenden Klängen der Orgel ertönen lassen. Unter der Orgel stehen wir auf der Rückseite des Chores das bekannte Abendmahl Leonardo's da Vinci. Hier sitzen in einem großen Halbkreis gruppirt, in einem eigenthümlich verklärenden Licht, die „Vorläufer der Reformation“ Inmitten des hohen Chores steht eine Gestalt, die jedermann kennt ist, der „theure Mann Gottes“, Luther. Hoch in den Händen hält er das „Wort Gottes“, das er als ein unvergängliches Vermächtnis dem deutschen Volk zurückgelassen hat, in seiner Sprache offenbarte. Um ihn herum wirken, in eifrigster Austhätigkeit begriffen, die eigentlichen Reformatoren, indem sie das Unvollendete in bedeutender Gestalt anfassen. Zur Rechten sehen wir die Gruppe der Künstler, im Schiffe links die der Astronomen.

Im Vordergrunde rechts beginnt die Reihe der Humanisten mit der bekannten Figur Shakespeare's. In der Mitte hinten ist die Gruppe der Männer der Wissenschaft, vorn steht Hans Sachs seine Reime und links sind die Naturforscher und Entdecker um einen Globus geschaart. Wie diese Gruppen verbunden sind und in einander schmelzen, das wird uns klar hervortreten, wenn wir jetzt die einzelnen Partien betrachten. Natürlich erfaßt uns der diesen flüchtigen Skizzen zugemessene Raum nicht, von jedem einzelnen der hier dargestellten Träger der einen großen Idee eine wenn auch noch so kurze, Biographie zu geben, wir werden uns daher mit dem demjenigen Nothwendigen begnügen müssen. Daß alle die Männer, wie sie uns so lebendig vor Augen treten, Forscher und Gelehrte, Aesthetiker und Redner, Astronomen und Künstler, Krieger und Geistliche, Könige, Herzöge und Fürsten hervorragenden Antheil genommen an der Befreiung des menschlichen Geschlechtes vom dumpfen Druck mittelalterlicher Anschauungen und Satzungen, das wird sie Alle, sei es mit dem Schwert oder mit der Feder, mit dem Pinsel oder mit dem Meißel, aufgearbeitet haben an dem großen Werk der Erlösung des Geistes, das ist es, was sie hier vereint und was uns bei der Betrachtung jedes einzelnen dieser Charaktergestalte immer von neuem verschrieben muß. Dieses uns so recht vergegenwärtigend, beginnen wir mit der Betrachtung der einzelnen Portraits und der einzelnen Gruppe der „Vorläufer der Reformation.“ Von links nach rechts gehend finden wir in dem ehrwürdigen Gesicht mit langem Bart den Engländer Johann Wiclef (1324–1387). Neben ihm sitzen, in Gespräch begriffen, Gottschalk Hollen, Wessel Gansefort, Johann Reuchlin und Savitzer (1445–1510) und Johann Wessel, der holländische Reformator (1419–1489). Dann folgt, auf Luther deutend, Johann Huß (1374–1415), der große böhmische Märtyrer, der für seine Ueberzeugung den Holzstoß zu Constanz bestiegen mußte. Unmittelbar hinter der hochgehobenen Bibel in Luther's Händen zeigt sich der kräftige Kopf von Petrus Waldus (1170), dessen Lehre heutzutage noch von den sogenannten Waldensern, deren Zahl, er schaint mit Arnold von Brescia, dem Schüler Abalards, der hinter dem tief in einem Folianten versunken sitzt, zu sprechen. Auch Arnold von Brescia, der politische Reformator, 601 1155 todesmuthig und todesfreudig als der von dem er gesprochen den Märtyrertod. Sein Lehrer und Vorbild Abélard (1079 bis 1142), dessen unsterbliche Liebestragödie mit Heloise ihn fast bekannter gemacht hat, wie seine Lehren, die auch Savonarola rühmt hat, durch erhabener Hand neben ihm steht und den letzten der Vorläufer Johann Tauler (1290–1361) zu belehren scheint, dem von Nicolaus Basel geweihten italienischen Reformator, 1498 auf den Scheiterhaufen brachten, starb, nachdem er seine angeblichen Irrthümer widerrufen hatte, in tiefster Zerknirschung geweicht von der Welt.

Um Luther, den mannhaften Streiter, schauen sich nun die Männer der eigentlichen Reformation. Wieder von rechts nach links gehend ist die Reihenfolge dieser Apostel des neuen Glaubens: Calvin (1509–1564), Ulrich Zwingli (1484–1531), der einfache Streiter mit Wort, Feder und Schwert, der bekanntlich bei Kappel für seine Lehre sein Leben ließ. Auf der andern Seite Luther's steht Justus Jonas, der treue Freund und Gefährte Luther's (1493—1555). Der Abendmahlspender neben ihm ist Johann Bugenhagen, der eifrige Mitarbeiter an der Bibelübersetzung (1485–1558). Er reicht das Abendmahl den beiden großen Beschützern der Reformation Johann dem Beständigen, Kurfürst von Sachsen (1467–1532) und seinem Sohn dem Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen (1503–1540). Die drei kleinen Köpfe hinter den Kurfürsten deuten wir uns als Patrizier oder Rathsherren der großen reformfreundlichen deutschen Hansastädte. Neben diesen ragt eine hohe Gestalt mit Barett in faltigen Ordensmantel, es ist Albrecht von Brandenburg, der Hochmeister der deutschen Ordensritter (1490—1568). Die ritterliche Gestalt neben ihm, Schwert und Hut haltend und so gläubig zum Himmel schauend, kennt bei uns in Deutschland auch jedes Schulkind: Gustav Adolf, König von Schweden (1594—1632), ist ein Name, der glänzend leuchten wird durch alle Bücher der Geschichte bis auf die spätesten Zeit.

Hinter ihm, schon im rechten Schiff stehend, hält Gutenberg (1400—1468) den ersten gedruckten Bibelbogen hoch empor. Was der Erfinder der Buchdruckerkunst für die Ausbreitung der Reformation geleistet, wissen wir alle. Das dürftige Gesicht hinter dem gelehrt Kopf des Kurfürst Friedrich des Weisen, Gutenberg als den Erfinder der Buchdruckerkunst verehren. Während die Buchdrucker vorne die Wesen treiben, malt hinten auf hohem Gerüst schon Albrecht Dürrer, Deutschlands größter Künstler (1471—1528), an seinem unsterblichen Werken. Die schwachen Umrisse zeigen uns zwei von den berühmten Apostelbildern, die uns alle bekannt und dieser sind. Ebenso bedeutungsvoll, als bescheiden ist hier von der einzige Darstellung Lucas Cranach's gewählt, um von dem die Stufen des Genies hinansteigenden Farbenreiche, dessen Züge unverkennbar das geistvolle Gesicht Kaulbach's verraten, erscheint die Gestalt Lionardo's, dass des Heroen der Kunst: Leonardo da Vinci oder Italie Raphael, der Meister des in Palast und Hütte bekannten Abendmahls (1452—1519), sein großer Schüler Raphael Sanzio (1483—1520), und Michel-Angelo Buonarotti, der unsterbliche Architekt, Maler und Bildhauer (1474—1564), in seine Werkstatt eingetreten sind. Ihnen entgegen tritt der Nürnberger Ratsherr Peter Vischer (1460—1529), der durch seine herrlichen Bronze-Reliefs an den Schaldenkgräbern zu Nürnberg. Hans Kaulbach sich unter diesen Meistern als Farbenvirtuose Dürrer's hingestellt hat, ist ein Zeichen junger Pietät dem Andenken des hochverehrten Meisters dargebracht, das diesen wie ihn ganz besonders ehrt.

Wir müssen nun wieder nach links zurückkehren, um unsere Aufgabe weiter zu verfolgen. Links, dem wir als den ersten der Reformatoren des Nordens kennen gelernt, reicht das Abendmahl vier knienden Gestalten, einer davon wir um Nassau-Oranien und Elsasser Rathsherren und Patrizier zu denken haben. Hinter diesen sehen wir erhebt eine zweite Reihe von Anbetenden, von denen der erste, fromm gebeugt die Hände faltend, Coligny, der große Admiral ist, der bekanntlich als erstes Opfer der Bartholomäusnacht (1572) fiel. Neben diesen Haupt der französischen Hugenotten steht, kenntlich an dem Helm mit stolzer Feder, Moritz von Sachsen. Wenn wir auch dies Portrait lieber vermißt hätten, gehört es doch nothwendigerweise unter die der protestantischen Fürsten, Kaulbach hat das jedoch absichtlich unter die Franzosen gestellt, weil seine Verbindung mit Frankreich den ersten Verlust deutscher Grenzländer herbeiführte. Die beiden Männer neben dem dürftigen Repräsentanten des französischen Protestantismus sein Zu den Füßen Luther's und Zwingli's knien, die Profile uns halb zugewandt, noch zwei Männer, der erstere, jüngere, ist Wilhelm von Oranien, der bekannte „Schweigsame“, der wackere Kämpe († 1584), der ältere mit Silberlöckchen auf dem kahlen Schädel Oldenbarnevelt († 1550—1619), den wieder sein grosses Haupt, noch seine hohen Verdienste um Hollands republikanische Freiheiten vor dem politischen Schaffot retten konnten.

Hinter dieser Gruppe steht hoch aufgerichtet die stolze Gestalt der jungfräulichen Königin Elisabeth von England, die bekanntlich die englische Hochkirche zu beherrschen wußte und sie umgehen von ihren Weltanschauungen und Staatsmaximen für diese (von links nach rechts) mit dem Federhut ist der Lordkanzler Bacon, neben ihm der Minister Lord Burleigh, neben diesem wieder nur im Profil sichtbar, der kühne Seefahrer Francis Drake, der englische Vice-Admiral, dem wir bekanntlich die Kenntnis unseres Hauptnahrungsmittels, der Kartoffel, verdanken. Die Figur im langen pelzverbrämten Rock ist Thomas Cranmer, der Primas und geistliche Berater Heinrich's VIII. von England, der unter der Regierung der katholischen Maria 1556 den Scheiterhaufen besteigen mußte.

Hinter dem knieenden Thomas Morus, der ehemalige Kanzler, den Heinrich VIII. 1535 auf das Blutgerüst schickte, und er ist dessen bekannte Abschiedsworte-Liebhabern nicht unterstützen wollte.

Wir haben im Hintergrunde jetzt nur noch das linke Schiff zu betrachten, wo die Astronomen die Bahnen der Gestirne berechnen.

An der Wandfläche zieht Copernikus (1473—1543) die Kreise seines berühmten Weltsystems. Auf das Riesenbuch gestützt schaut Galileo Galilei (1564—1642) ihm zu. Jedermann kennt den Entdecker der Gesetze des Pendels und wüßte auch nur durch seine berühmten Worte: „e pur si muove“ (Und sie bewegt sich doch!), die er den Richtern, die ihn durch die ausgesuchtesten Qualen zum Widerruf seiner großen Lehre von der Bewegung der Erde abzudringen, in das Antlitz schleuderte. Die nachdenkende Figur, die den Kopf in die Hand stützt, neben ihm, ist sein Landsmann Giovanni Cardanus (1501—1576), der große italienische Mathematiker, der Vater der Lehre von den Gleichungen. Ein Kügelchen auf dem kahlen Kopf kennzeichnet den Bild Tycho de la Brahe, den berühmten Astronomen und Astrologen (1556—1601). Er ist mit dem auch an seinen Pferde lebenden großen Württemberger Astronomen Johann Kepler (1571—1630), dem auch seine Wissenschaft nicht davon retten konnte, gehetzt zu werden, als Ketzer aus dieser Gruppe ein Mann, der die Treppe herumtretenden Italiener Giordano Bruno (1548—1600), zu betrachten. Ihn zu bekennen als Philosoph und Pantheist, wie als Theologe und Astronom, geschieht als tief eingewirkt in die Geschichte der Wissenschaft auch er zu viel für seine Zeit — mußte deshalb, von der römischen Inquisition gefangen genommen, den Holztode besteigen.

Wir kommen jetzt zu der Brücke, die den Vordergrunder und damit zu zweit den Männer im Vorgrunde, die sich über einer Karte von großem und Siegeln verschiedene Dokumente die Hände reichen, wie zum ewigen Bunde. Es sind die Männer der Freiheit, welche, im Gegensatz zu den streitenden Reformatoren, Wahrheit und Verehrung auf die so dringlichste auffassungsreichen Gegenstände in den empörten Gemütern gegen und durch Schrift und Wort unermüdlich thätig waren, der Zwietracht zu bewegen, den Kampf und Streit zu endigen und die mühsam Errungene zu erhalten und zu bringen. Dr. Bild Melanchthon's, dessen erhabenen Apostels der neuen Lehre, wird Jedermann bekannt sein; er zeigt mit der einen Hand begreift hinauf zu Luther, während die andere den Hand segnet, den der protestantische Minister Kurfürsten August von Sachsen, Eberhardt von der Tann (1495—1574) und Erich Zaxius, dem hochverdienten katholischen Reichskanzler (1521—1570) geschlossen zu haben scheint.

Neben Hans Sachs, dem packigen Nürnberger Volksdichter, der in seiner schlichten Weise nicht wenig dazu beigetragen, die Lehren der Reformation unter dem Volk zu verbreiten, haben wir noch zwei der schönsten Gruppen des Bildes zu betrachten, die der Naturforscher und Entdecker links, die der Humanisten rechts.

Unter den ersteren ragt mächtig die Figur des Columbus (1436—1506) hervor. Mit der einen Hand, die noch die Fesseln trägt, mit denen der Undank der Zeitgenossen seine unsterblichen Verdienste lohnte, stützt sich der geniale Entdecker Amerikas auf die Erdkugel, deren Kenntnis er unermessung bedeutend erweiterte. Geist und Energie, aber auch tiefer Gram über das schwere Leid, den herben Undank, den er erfahren mußte, prägen sich in den gealterten, von wallenden Bart umwallten Zügen aus. Ihm zur Seite steht, ebenfalls die Hand auf den Rand der Erdkugel gestützt, den er, der erste in Deutschland, verfertigte, in der andern sein Astrolabium, sein Zeitgenosse Martin Behaim (1459—1507), der einer Nürnberger Patrizierfamilie entsprossen, aus einem genialen Kaufmann zum kühnen Seefahrer und Entdecker, namentlich in Afrika, wurde. Die goldene Ehrenkette um seinen Hals ist von König Johann II. von Portugal, der ihn zum Staatsrath und Ritter ernannte.

Hinter Behaim ragt in der Kapuze und dem großen Mediciner, die auch wenig Dank von ihrem Volke erhielt. Der ältere, in der Tracht der Gelehrten seiner Zeit, ist der Engländer Wilhelm Harvey (1578—1658), der Entdecker des Kreislaufes des Blutes. Der kräftige Kopf mit dem Vollbart dem gehört Vesalius (1514—1564) dem ersten Anatomen und genialen Chirurgen. Seine Kühnheit, menschliche Leichname durch Zergliederung zur Erweiterung der Heilkunde zu benutzen, mußte er, trotzdem er vielgeehrter Leibarzt von Karl V. und Philipp II. von Spanien war, mit unsäglichen Kämpfen mit der furchtbaren Inquisition büßen. Neben ihm, die Hand auf die Schulter des Vesalius gelegt, ist der ganz hinten in der Ecke sichtbare Kopf Nikolaus Copernikus (1473—1543) deutlich zu erkennen, wie er, der Mann, der die Sonne zum Mittelpunkt unseres Planetensystems machte, sinnend auf die Erdkugel niederblickt.

Der alte Herr, der unmittelbar unter der Hand von Columbus den Zirkel in die Karte drückt, ist Sebastian Münster (1489—1552), der eigentliche Vater unserer geographischen Wissenschaft, dessen „Weltbeschreibung“ damals schon in viele Sprachen übersetzt worden war. Sein jugendlich schöne Gestalt an seiner Seite kniend ist der Freiherr Hieronymus Münzer (1437—1508), einer der eminentesten Geister seiner Zeit, gleich hervorragend als Staats- und Rechtsmann, wie als Gelehrter.

Seine „historia Bohemiae“ unter dem Arm steht rechts von Columbus der bayerische Mediziner und Botaniker Leonhard Fuchs (1501—1566). Ihm zur Seite schlägt der größte Arzt und Naturforscher seiner Zeit, der berühmte Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim (1493—1541), verwendet über das, was Columbus eben gezeigt zu haben scheint, die Hände zusammen. Die letzte Figur dieser Gruppe, im faltenreichen Talar, ist Sebastian Frank (1501—1545), Prediger, Historiker, Geograph und Buchdrucker, der sein berühmtes Weltbuch in der Hand hält.

Die beiden Männer links davon, der Federschmuck der Indianer, der davon flatternde Papagei, die seltenen Früchte, die merkwürdigen Waffen deuten auf den materiellen Gewinn hin, den die Kenntnis der fernen Entdecker brachte.

Den Seefahrern, welche die räumlichen Grenzen der damals bekannten Welt kühn erweiterten, den Naturforschern und Medicinern, welche die Nacht der Unwissenheit, die über die Dinge um uns und in uns noch auf der damaligen Menschheit lag, mit der Fackel der Wissenschaft erhellten, hat der große Meister die Gruppe der „Humanisten“ gegenübergestellt, der Männer, die der damaligen Welt nicht nur die Fülle der Schätze des klassischen Alterthums, deren Verständnis lange in den wilden Zeiten des Mittelalters verloren gegangen war, wieder vermittelten, sondern deren Streben auch durch den Reichthum ihrer genialen Ideen überall in Staat, Kirche, wie im Leben befreiend, reinigend und läuternd einwirkte.

Zwei Gestalten im Talar der damaligen Gelehrten ragen aus dieser Gruppe hoch hervor. Der eine hält den Cicero in der Hand und scheint eben darüber zu sinnen, es ist Erasmus von Rotterdam, der geistvolle Philologe, Theologe und Schriftsteller (1467—1536). Ihm zur Seite steht sein Zeitgenosse Reuchlin (1455—1522), Jurist, Theologe, Philologe, geistvoller Schriftsteller — ein wahres Universalgenie, zu dessen Füßen einen, berühmt, dem wieder geoffenbarten Alterthume, Shakespeare und Cervantes. Jedermann kennt den unübertroffenen Briten William Shakespeare (1564—1616), ebenso wird es wenige Gebildete geben, die den Don Quixote des genialen spanischen Humoristen Miguel de Cervantes (1547—1616) nicht gelesen hätten. Die Figur neben Cervantes, eine Schreibtafel haltend, ist Mutianus (ein Mundus Lucas Lucius, Lucas und einer der ersten Vorkämpfer der Reformation in Frankreich. Hinter ihm schaut der von breitkrämpigem Barett bedeckte Kopf des Nikolaus Cusanus (de Cusa 1401—1464) hervor, des ausgezeichneten Philosophen, Mathematikers, Astronomen, Theologen und Diplomaten; dem treuen Wesen und Streben schließlich den rothen Kardinalhut zog, während der neben ihm stehende Mann in der Rüstung, der kühne Condottiere Jurol, Heerführer, Politiker, Dichter und tapferste Streiter für Wahrheit und Recht, Ulrich von Hutten (1488—1523) war, der, als er, der Mann, der Deutschland belebte, von aller Welt verlassen, von schrecklicher Krankheit aufgerieben auf der Insel Ufnau im Zürcher See starb.

Ganz rechts im Vordergrunde sorgen unter Temperamenten Reste der antiken Kunst, herrliche Torsos, symbolisch andeutend, daß es der Humanisten waren, welche die Schätze des Alterthums wieder aus's Licht förderten. Eine dieser Marmorgruppen hält noch eine antike Lyra, in deren Saiten ein Mann hineingreift. Es ist dies der bayerische Humanist, der Jesuit Jacob Balde (1603—1668), dessen lateinische Gedichte in Deutschland hochgeschätzt werden. Ueber einem goldnetzen Sackgebirge gebeugt, auf dem die Gestalt Prometheus den Menschen formend, neben ihm P. Ilas Athenae, sichtbar ist, lehnt Petrarca (1304—1374), der Dichter der unsterblichen Sonette an Laura, der große Humanist und geistvolle Verehrer der Klassiker, dem wir die Auffindung der ersten Handschrift des quintilianus und der vertrauten Briefe des Cicero zu danken haben.

Hinter ihm steht, in reicher Gewandung und Bücher in Arme, das jugendliche Gesicht von langem Haar umwallt, Ulrich von Hutten's Landsleute, Freund von Conradin (1463—1494), der „Phönix der Gelehrsamkeit“ genannt, ein eifriger Katholik und trotz seines hohen Titels als Ketzer verfolgt und verfehlt. Ihm zur Seite zeigt sich der schmächtige Kopf Ximelin Marchaverlich's (1469 bis 1527). Das Buch „vom Fürsten“ die gewissen Politiker und Diplomaten und Staatsmänner noch als Katechismus geschätzt und hat bekanntlich einer Richtung der Regierungsgrundsätze Vorschub gegeben, die unbeschreiblichen und Schuld gebrachten — Namen gegeben. Neben ihm, in der Kapuze hier verhüllt, steht der kühne Mönch und Philosoph Thomas Campanella, Ketzer, ist Sebastian Frank den noch heftigsten Kämpfen mit der Inquisition entflohen in Paris eine Freistatt und ein Grab fand.

Zwischen Plato und Aristoteles Reuchlin schauen noch zwei Köpfe hervor, von denen der andere dem berühmten Arzte, Philologen und Philosophen Vives (1492—1540), der obere dem großen Florentiner Philosophen Marsilius Ficinus (1433—1499), der hier als begeisterter Anhänger und Verkündiger der Philosophie Platos seinen Platz gefunden, angehört.

So waren wir denn am Ende unserer Aufgabe angelangt. Es sind 72 historische Persönlichkeiten, die das gewaltige Bild umfaßt, Jeder, der sich eingehender mit der Geschichte der Menschheit, wird den hohen Geist der Meisterschaft zu würdigen wissen, die es vermochte, diese große Anzahl der bedeutendsten Physiognomien ähnlich, lebensvoll und wahr in Farben anzudeuten und harmonisch zu ordnungen. Aber auch die einfache Lage, in der keine Kunststücken zur Seite stehen, wird instinctiv die unendliche Wahrheit, das frische Leben, das Natürliche, ruhige Schönheit des Ganzen führen und anderes, einfaches Figur die geeignete Gesammtwirkung möglich machen konnte.

Jedermann aber wird, wenn er das Meisterwerk mit eingehender Liebe betrachtet und studirt hat, nicht nur mit unserer Bewunderung und Dankbarkeit für den Künstler von dannen scheiden, sondern es muß und wird auch — der sind wir fest überzeugt — ein Theil jener Stimmung auf ihn übergehen, die nicht nur das Bild schuf, sondern die in jedem einzelnen dieser dargestellten Männer lebendig lebte: die Begeisterung für alles Wahre und Schöne, die glühende Liebe zur Menschheit und der feste Glaube an die fortschreitende Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts.